Ludwig Kossuth

und

Clemens Metternich.

Von

Sigmund Kolisch.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Keil & Comp.
1850.

Ludwig Kossuth

und

Clemens Metternich.

Ludwig Kossuth

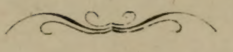
und

Clemens Metternich.

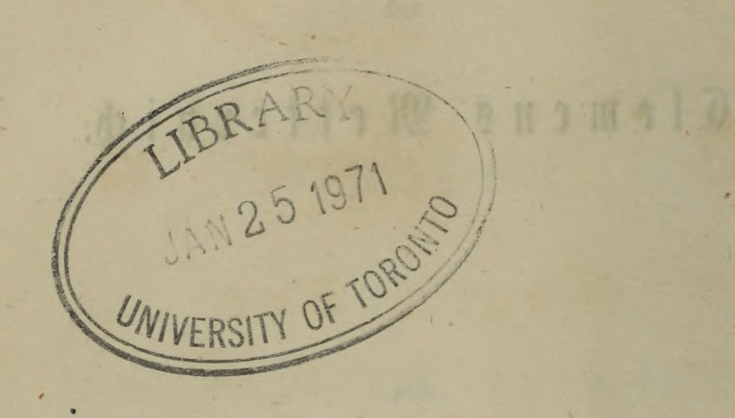
Von

Sigmund Kolisch.

Erster Band.



Leipzig,
Ernst Keil & Comp.
1850.


LIBRARY
JAN 25 1971
UNIVERSITY OF TORONTO

Eugen Sue

gewidmet.

Zueignung.

Du hast ein freundlich Loos, Du Frankreichs Dichter.
Auf hoher Zinne stehst Du, und Dein Volk
Begierig ist's zu hören, was Du rufst,
Wie schreiend auch und lärmend das Getöse
Des Kampfes, welcher ringsumher entbrannt ist.
Mit Deinem Volke lauscht die ganze Welt. —
Du hast Dir freilich selbst das Recht gewonnen,
So hoch zu stehn, Du hast Dir selbst die Zinne
Gebaut mit großer Kraft, durch lange Müh'.
Doch wird's nicht Jedem, so wie Dir zu Theil
Dem Volke das zu gelten, was er werth.

Mit dem Vertrauen sich belohnt zu sehen,
Das nöthig, um zu wirken auf die Seelen,
Auf die Gemüther Einfluß zu gewinnen
Und so ein Feld zu finden, wo er sät
Und schafft mit treuem Fleiß und Frucht gewinnt,
Die Vielen mag zu Nutz und Frommen sein.
Ich suche, was Du hast. Doch gönn' ich Dir
Dein Glück, erworben schön und schön benützt.
Du bliebst Dir selber treu und Deinem Streben,
Du folgtest einem Ziel durch alle Zeit
Wie steil die Bahn geworden oft und schwierig.
Man sieht so gern nach Dir, dem festen Mann,

Der, so beweglich, dennoch fest beharrt,
Der, viel gestaltig, doch derselbe bleibt.
Ich freu' mich Dein und widme Dir dies Buch;
Und ob Du reich an Ruhm und Ehre bist,
Nimm günstig auf auch diese Huldigung.
Mein Bestes wahrlich ist's, das ich Dir bringe,
Und wer sein Bestes gibt, der gibt wohl viel,
Wie leicht es in die Wage fallen mag.

London, den 18. Februar 1850.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Das Ende und der Anfang.

Die Lust des Carnevals, wiewohl schon lange im Zuge, rauschte mit unerschöpflicher Lebhaftigkeit durch die Straßen Wiens; es war am 1. März 1836. Nach den verschiedenen öffentlichen Tanzsälen, so wie nach allen Privatgesellschaften, nach allen Richtungen hin strömten Wagen mit geputzten, tanzlustigen Männern und Frauen, die Alles hinter sich zurückließen, was an Sorge und Traurigkeit nur im Entferntesten mahnte und die Freude stören könnte. Klänge tönten, Lichter strahlten bis auf die Straßen, man glaubte sich in eine Zauberstadt versetzt, aus welcher das Elend der Erde zu fliehen gezwungen war.

Während Vergnügen, Heiterkeit, Jubel die

wunderbare Stadt und ihre Einwohner in Anspruch nahmen, saß in einem der ansehnlichsten Paläste der Residenz auf dem Ballplatze, in der Nähe der kaiserlichen Burg, ein grauer, blasser Mann ganz allein in seinem Arbeitszimmer, wichtige Documente und Actenstücke prüfend und erledigend — es war der Fürst Metternich. Nicht einen Augenblick unterbrach sich der greise Minister in seinem Geschäfte, sein Geist schien an die Arbeit geschmiedet, so fest, so unablässig hing er an ihr. Die Nacht rückte immer weiter vor, es schlug vom Stephansthurme herab bereits die elfte Stunde, ohne daß der alte Minister im Entferntesten daran dachte, seiner Anstrengung Einhalt zu thun, sich einen Augenblick der Ruhe zu überlassen.

Nun tritt ein Diener, die Thüre leise öffnend und schließend, ein; der Fürst sieht sich überrascht nach dem Eintretenden um und ruft, unwillig wegen der Unterbrechung, im barschen Tone: „Was gibt es?"

„Ihre Excellenz der Graf Czornin wünschten dringend — — —"

„Ich bin bereit,“ unterbrach der Fürst den Diener, indem er mit ungewöhnlicher Hast vom Arbeitssessel emporsprang.

Gleich darauf trat der k. k. Oberstkämmerer Graf Czornin ein, ebenfalls ein Mann in sehr vorgerückten Jahren, mit vom Alter und Ausschweifungen gerunzeltem Gesichte, gebleichten Haaren.

„Wie befinden sich Ihre Majestät der Kaiser, Graf Czornin?“ frug der Minister rasch, ohne eine vorhergegangene Begrüßung.

„Schlimm, Ew. Durchlaucht,“ erwiderte der Kämmerer, nachdem er sich vorher tief verbeugt.

„Schlimm sagen Sie Graf?“ frug der Minister, anscheinend bestürzt.

„Die Aerzte geben keine Hoffnung und Se. Majestät selbst fühlen den Tod nahen.“

„Das ist sehr plötzlich gekommen!“ sprach der Fürst wie vor sich hin.

„Seit einer halben Stunde hat die Krankheit diese unheilvolle Wendung genommen,“ sprach mit trauriger Miene der kaiserliche Oberstkämmerer. „Se. Majestät wünschen Ew. Durch-

laucht sogleich zu sprechen, und darum bin ich gekommen."

Der Fürst klingelte seinem Kammerdiener, ließ sich ankleiden und folgte dem Abgesandten des Kaisers. Sie gingen über eine Altane, welche wie eine Brücke den Palast des Ministers mit der kaiserlichen Burg verbindet, und hierauf durch mehrere Corridors, ohne ein Wort zu sprechen. Jeder von ihnen war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Stille und Niedergeschlagenheit herrschte in den weiten, glänzenden Räumen; aus den Zügen der Höflinge blickte die Sorge oder auch nur jene Befangenheit, wie sie den Menschen bei einer bevorstehenden Wendung seines Schicksals überkommt. Die Wachen präsentirten mit düsterem Ernst vor den beiden Chargen; die Atmosphäre war so schwül und drückend, als fühlte man den Tod durch den kaiserlichen Palast dahinschreiten.

Der Minister und der Oberstkämmerer näherten sich dem Krankenzimmer des Kaisers; im Vorsaale standen die Diener und das Gefolge der todtkranken Majestät lautlos mit gesenkten

Häuptern neben einander. Sie machten den beiden Ankömmlingen ehrerbietig Platz, die stumm grüßend mitten durch gingen und in das Gemach traten, wo der Tod mit einem Gekrönten Abrechnung zu halten im Begriffe stand, der sich zum Schicksal von Nationen aufgeworfen, aber nun sein eigenes weder zu beherrschen, noch zu lenken vermochte.

Die Eintretenden fanden eine Gruppe um das Bett des kranken Kaisers, der blaß, mit geschlossenen Augen, schwer athmend, beunruhigt, wie es schien, da lag, ohne Theilnahme an Dem, was um ihn her vorging. Zunächst an dem Bette standen drei Hofärzte mit spähenden Blikken, mit unwandelbarer Aufmerksamkeit den Kranken beobachtend und im eigentlichen Sinne des Wortes die Schläge des Pulses belauschend; neben den Aerzten stand ein Diener der Kirche mit frommer, demüthiger Miene und gefalteten Händen, die Blicke meist, wenn er sie nicht auf dem leidenden Herrscher ruhen ließ, nach Oben gekehrt.

In einiger Entfernung von dem Kranken-

lager standen ohne bestimmte Ordnung gruppirt, mit gesenkten Häuptern die Glieder der kaiserlichen Familie.

Ueber alle empor ragte die Erzherzogin Sophie, die Wittelsbacherin. Ihr Auge war feucht; aber der thränende Blick hing mit schlecht verborgenem Triumphe an dem zerknirschten Bilde der künftigen Kaiserin, deren Mutterleib verschlossen geblieben, und die für die große Erbschaft keine Erben zur Welt gebracht. Die herrschsüchtige Wittelsbacherin sah triumphirend auf die in Andacht versunkene Frau, weil ihr selbst das Schicksal günstig gewesen war und ihr gegönnt hatte, den Erben des Hauses Oestreich zu gebähren; sie hielt ein fünfjähriges, blondes Knäblein an der Hand, das verblüfft die Personen und Vorgänge ringsumher betrachtete, und ihre Hand zitterte vor Freude über den unermeßlichen Schatz, den sie festhielt. Herrschsüchtige Träume der Zukunft füllten die Seele der Erzherzogin an dem Lager des sterbenden Kaisers.

Die Gemahlin des nächsten Thronerben unterhielt sich in diesem Augenblicke mit ihrem fin=

steren katholischen Gott; sie dachte nicht an die versagte Gunst des Schicksals, nicht an ihre im freudenlosen Ehebett verlorene und verkümmerte Jugend, sie vergaß die Dinge der Erde, sie vergaß ihre Umgebung — sie betete.

Der Erbprinz Ferdinand stand unbeweglich mit gesenktem Haupte da, in seinem Kopfe regte sich kein Gedanke und kaum daß er sich Rechenschaft zu geben vermochte von dem, was vorging; nur mußte ihm die Situation höchst unangenehm und drückend gewesen sein, denn er blickte von Zeit zu Zeit forschend umher, um zu gewahren, ob er nicht bald aus der unheimlichen Lage befreit würde. Der arme Prinz war blöden Sinnes. — Der Held von Aspern, der Erzherzog Carl, stand mit verschränkten Armen, ohne irgend eine Regung zu erheucheln; er haßte den Bruder, an den jetzt der Tod herankommen sollte, wegen seines bösen, grausamen Herzens und seiner Treulosigkeit; er haßte den Bruder, der ihn verfolgt und zurückgedrängt, den Ruhm ihm mißgönnend, den er in blutigen Schlachten erwarb.

Der Erzherzog Johann, der Jäger auf den steierschen Alpen, der idyllische Landmann, der affektirte Prinz ohne Herz, ohne Seele, der zu untauglich, um im Großen zu wirken, aus der nothwendigen Zurückgezogenheit eine Tugend zu machen wußte, dieser selbst äußerlich winzige Mensch erwartete und fürchtete nichts von dem Tode seines Bruders, von dem er sich mit Verachtung behandelt sah, und kam mit vollkommner Seelenruhe, die sich in seinen unerquicklichen Zügen ausprägte, der Forderung der Hofetiquette nach.

Der Erzherzog Franz Carl stand hinter seiner Frau; er verlor sich ganz hinter der überlegenen Erscheinung.

Erzherzog Ludwig mit dem bleichen Gesichte, der keinem menschlichen Gefühle, keiner menschlichen Regung zugänglich, beklagte das bevorstehende Hinscheiden seines Bruders, mit dem er am meisten harmonirte, und in welchem er eine kräftige Stütze der Hausmacht sah; er war in der That traurig gestimmt.

Der Palatin von Ungarn und sein Sohn, der koquette Erzherzog Stephan, genügten dem Anstand und zeigten traurige Gestalten. Noch andere Prinzen und Prinzessinnen des Hauses waren anwesend mit ihren verschiedenen Hoffnungen und Befürchtungen für die Zukunft, kein Einziger, der eigentlich Liebe hegte zu dem Scheidenden. Nur die alte Kaiserin hing an ihrem Gatten, sie war in Thränen zerflossen; sie mochte mit tiefem Schmerz der nahen Wittwenschaft entgegen sehen. — Als der Minister und sein Begleiter in das kaiserliche Gemach traten, wendeten sich alle Blicke nach ihnen und mit den verschiedensten Gefühlen wurde der Günstling des Scheidenden in diesem Augenblicke von den verschiedenen Anwesenden begrüßt. Der Minister verneigte sich stumm und ehrerbietig und blieb im Hintergrunde stehen. Es währte nicht lange, so schlug der Kaiser die Augen auf, hob mit einiger Anstrengung den Kopf empor, sah unter den Umstehenden umher, als suchte er Jemand.

„Ist der Metternich noch nicht gekommen?“ frug er einen seiner Aerzte, den Baron Stift.

„Wohl, Ew. Majestät, er harret allerhöchst Ihrer Befehle," lautete die Antwort.

„Ich will allein mit ihm sein," sprach der Kaiser; aber so leise, daß sie außer dem Arzte, an welchen die Worte gerichtet waren, keiner der Anwesenden hörte.

Der Arzt wandte sich an den Oberstkämmerer Czornin, der Oberstkämmerer an den Fürsten Metternich mit dieser kaiserlichen Willensäußerung, denn keiner von den beiden Schranzen wagte selbst in diesem ernsten Augenblick einen so gröblichen Verstoß gegen die allertiefste Ehrfurcht vor ihren kaiserlichen Hoheiten und gegen die Hofetiquette zu begehen, um den allerhöchsten Personen die Weisung, wenn auch noch so zart, anzudeuten, daß sie sich entfernen, und wenn diese Weisung auch aus dem Munde des souverainen Kaisers kam.

Der Fürst Metternich aber, minder zaghaft und die bevorstehende Unterredung in seinem eigenen Interesse für zu wichtig haltend, als daß er sich in diesem Augenblicke von einer so geringfügigen Rücksicht wie das Hofceremoniell hätte

abhalten lassen, den Wunsch des Kaisers den allerhöchsten Verwandten mitzutheilen, wandte sich an den ihm zunächststehenden Erzherzog Stephan mit einer sehr tiefen, hofgerechten Verbeugung und den Worten: „Ew. kaiserliche Hoheit, ich erlaube mir allerhöchst denselben mitzutheilen, daß Se. Majestät der Kaiser mit mir allein zu sprechen wünscht."

„So!" erwiderte der Erzherzog rasch und beeilte sich, die übrigen Verwandten von dem Willen des Kaisers in Kenntniß zu setzen. Ueberraschung im verschiedenen Sinne malte sich in den häßlichen Zügen der kaiserlichen Familienglieder. Bei Einem und dem Andern zuckte die weltberühmte habsburgische Unterlippe. Mit schlechtverhehlter Wuth blickte die stolze Erzherzogin Sophie den Minister an, der, wie sie begriff und voraussah, ihr die liebsten Pläne durchkreuzen, ihren ehrgeizigen Absichten felsenfeste Hindernisse entgegenstellen würde. Was sie wollte und erwartete, worin der Minister sie störte, wird sich bald dem Leser deutlich herausstellen.

Der Erzherzog Carl ließ unumwunden Ver-

achtung gegen den Minister blicken. Unter den Uebrigen theilte sich geheime Freude und geheimes Bangen, je nachdem sie sich mehr von der Erzherzogin oder dem Fürsten Metternich versprachen. Der Kronprinz Ferdinand blieb wie früher — gedankenlos und seine Gemahlin — andächtig. Die allerhöchste Familie zog sich aus dem Gemache des Kaisers zurück.

Der Kaiser Franz schien, nachdem er den erwähnten Willen ausgesprochen hatte, wieder in den früheren Zustand versunken zu sein, denn seine Augen waren wieder geschlossen und er athmete schwer und heftig. Die Aerzte blieben; sie warteten auf den Augenblick, da der Monarch zu der Unterredung mit dem Minister sich aufraffen würde. Nach wenigen Minuten war dies auch der Fall. Es gewann den Anschein, daß der Kranke mehr von seinen Gedanken, als von seinen Schmerzen in Anspruch genommen worden sei; denn er hob plötzlich mit mehr Kraft, als man ihm zugemuthet hätte, das Haupt empor, und als er den harrenden Minister erblickte, sprach er mit fester Stimme: „Kommen Sie näher,

Fürst Metternich!" Die Aerzte entfernten sich und sie waren allein mit einander, der Herr und sein Diener, der Meister und sein Geselle.

Der Kaiser begann: „Wir müssen Abschied nehmen von einander, Fürst Metternich, denn meine Zeit ist um!"

„Gott wird das Leben Ew. Majestät noch verlängern," erwiderte der Minister mit einem Blick der Theilnahme und Rührung.

„Keine offiziellen Beileidsnoten heute, Fürst Clemens Metternich!" fiel der Kaiser ein; „wir wollen heute, weil es doch das letzte Mal ist, ohne Ceremoniell, ohne Diplomatie mit einander reden; wozu sollten wir dergleichen anwenden in dieser ernsten Stunde; ich fühle die Nähe des Todes und Gott wird meine Tage nicht verlängern. Wozu auch? Ich habe das Meinige gethan in dieser Welt, es ist an Ihnen, es fortzusetzen."

„An mir, Ew. Majestät?" frug demüthig der Minister.

„Das ist's, worüber ich mit Ihnen zu reden wünsche," nahm der Kaiser wieder das Wort.

„Hören Sie mich." Der Minister zeigte durch eine Verneigung seine Bereitwilligkeit an. „Wir sind eine lange, schwere Zeit und eine weite Strecke mit einander gegangen. Wir haben Manches mit einander vollführt — die Menschen nennen es Verbrechen — wir haben Gift und Dolch, geheime Netze angewendet, wenn wir durch andere Mittel nichts ausrichten konnten. Sie wissen es wohl, die Menschen nennen das Unrecht; aber die Menschen, das wissen wir Beide, sind unzurechnungsfähig. Wir sind die Meister, die Menschen sind nur die Werkzeuge, und der Meister fragt nicht nach der Meinung der Werkzeuge, sondern gebraucht sie zu seinen Zwecken. Es sind mir die Dinge alle jetzt eingefallen, denn in der Nähe des Todes wird man geängstigt und nachdenklich über Vergangenheit und Zukunft; ich habe nachgedacht, ob ich nicht so Manches, das ich gethan, zu bereuen hätte."

„Ew. Majestät thaten Alles für das Wohl des Höchstdenselben anvertrauten Landes, für das Wohl der Unterthanen," bemerkte der Minister.

„Diplomatische Redensarten, Fürst Clemens

Metternich!" versetzte über alle Maßen heftig der kranke Kaiser. „Ich habe es für mich gethan, für mein Haus, für meine Familie, und ich bereue es dennoch nicht; ich jage sie von mir die finstern Gedanken, die doch nur kommen, weil sie mich schwach und zitternd in der Nähe des Todes wähnen; sie sind nichts als Gespenster, die vor der klaren Prüfung zerfließen. Ich habe recht gethan, sage ich!" rief er wieder mit einer räthselhaften Kraft.

„Niemand zweifelt daran, Ew. Majestät, daß Sie Ihrem Volke stets ein gütiger Landesvater gewesen und stets das Beste thaten für Ihre Unterthanen. Niemand in Oestreich zweifelt daran."

„Freilich, denn wir haben den Zweifel bei Todesstrafe verboten — und das wirkt. Fürst, wir dürfen wahrlich sagen, daß wir unsere Sachen gut gemacht."

„Oestreich ist ein glücklicher Staat worden unter dem segensreichen Scepter Ew. Majestät; Wohin man blickt, Wohlstand..."

Der kranke Kaiser lächelte wohlgefällig, als er seinen Minister so sprechen hörte. „Ihr Diplomaten könnt einmal das Lügen nicht lassen. Wohlstand und Glück überall, sagen Sie, Freund, wir haben ihn nicht geschaffen. Mein Haus ist gut bestellt, und das genügt."

„Dieses erlauchte Haus ist der Grundpfeiler des östreichischen Staates," versetzte der Minister, „und es ist daher nothwendig, es zu stützen. Ew. Majestät haben nicht nur Oestreich, sondern Europa gerettet. Auf Helena liegt der sprechendste Beweis Allerhöchstihrer unsterblichen Verdienste."

Eine seltsame Regung wurde an dem Kaiser bemerkbar, als er sprach: „Ruhe seiner Asche! Der dort liegt, hat uns viel zu schaffen gemacht, aber auch sehr viel genützt; er fraß die französische Revolution und wir fraßen ihn, so hatten wir mittelbar die Revolution verschlungen. Was für ein erbärmlich und abscheuerregend Gezücht sind doch die Völker, die Menschen oder wie man sie heißt, die stumpfen, dummen Massen, da dieser Mann zu Grunde gehen mußte, während wir

obenauf bleiben! Pfui, ich schäme mich fast, daß ich nichts Besseres zu thun hatte, als geborne Sclaven zu unterdrücken. Sie haben mir es zu leicht gemacht und ich verachte sie. Es ist zum Lachen, daß sie mir ihr Blut und sogar ihr Geld gaben, damit ich das Volk dort drüben über'm Rhein zurecht bringe. Wir, ein Paar Fürsten, haben ganz Europa in die Höhe gebracht gegen das Volk, das sich vermaß, etwas zu wollen."

„Das Volk hegte mit Recht Vertrauen zu den geheiligten Majestäten, zu Allerhöchstihrer Einsicht und Fürsorge," gegenredete Metternich; „die Völker wußten es, daß sie nur von diesem blinden Vertrauen Heil zu erwarten haben; die Völker oder die Massen bedürfen einer obersten Leitung, und in wessen Hände wäre diese besser gelegt, als in die väterlichen Ew. Majestät. So muß es auch bleiben und mit Gottes Hilfe wird es so bleiben."

„Gut, Minister, die Dummheit muß bestehen," erwiderte der Kaiser. „Damals, als sie in Frankreich die Excesse anfingen, oder vielmehr nach dem Tode meines erlauchten Vaters fortsetzten, da er=

wachte meine Besorgniß und mein Ingrimm. Wie, ein Volk will zweifeln an der unumschränkten Gewalt seines Königs, ein Volk will sich erheben gegen den angestammten Herrscher, gegen seine Macht und sein Ansehen? Da gilt es zu helfen, zu bekämpfen, zu unterdrücken, und ich rüstete. Wir hatten Recht, wir mit den wackelnden Kronen auf den Häuptern; aber die Völker, die uns halfen, was wollten sie? sie gehorchten, wie stets der Rathlose dem Einsichtsvollen. Wir haben Unglück gehabt im Anfang, Fürst Metternich, Sie wissen es, aber wir dauerten aus, denn es handelte sich um unsere Existenz, es handelte sich um das große Institut des Königthums, das wir aufrechthalten oder mit uns selbst begraben mußten. Wir dauerten aus und darin ist nichts Wunderbares; ich habe von meinen Vorfahren ausdauern gelernt: wer vertheidigt nicht unerschütterlich sein Leben! Aber die Völker hielten mit uns aus, und das ist ein Wunder. Wir sagten ihnen, dieser Kampf wäre ihre Ehre, und sie glaubten es; wir sagten ihnen, dieser Kampf wäre ihre Pflicht, ihre Tugend, ihr Patriotis-

uns, und sie glaubten Alles, was wir sagten, ohne zu prüfen; und so muß es sein, sie dürfen nicht prüfen lernen, sonst fallen die Kronen in Staub und die Ordnung der Dinge hört auf. Was wir durch Ueberlieferungen, durch Jahrhundert lange Prüfung und Erfahrung gelernt, das hat dieser wunderbare Mensch, der uns überwinden zu können glaubte, weil er uns überlegen war an Kühnheit, an — doch wozu aufzählen? — an Allem, das hat mein gewesener Eidam," bei diesem Worte zuckte die historische Unterlippe des Kaisers, „der auf der Insel Helena modert, mit einem Blick auf die Verhältnisse herausgefunden. Schade, daß er nicht von fürstlichem Geblüt gewesen, daß er zu viel gewollt, und daß wir ihn stürzen mußten. — Ruhe seiner Asche! — — Er hat uns viel Kummer gemacht, dieser fürchterliche Mann. Was haben wir versucht, um ihn zu vernichten! Was haben wir Alles gegen ihn gewaffnet, gekauft, heraufbeschworen! Sie wissen, was wir ihm geheim bereitet. Schon als er gebunden war, dieser Simson, fühlten wir uns nicht sicher. Ich fürchtete meine eigene Toch-

ter, weil sie in den Armen dieses Riesen gelegen; ich fürchtete, daß der Geist dieser Frau nur einen Funken von seinem Geiste konnte empfangen haben. Es war dem nicht so, sie buhlte mit einem Major, den wir dazu bestellt, sie konnte in den Armen eines kaiserlich östreichischen Majors Napoleon vergessen. Haben wir den gestürzt, so sind wir allmächtig. Der Herzog von Reichsstadt ist todt, Fürst Metternich," rief der Kaiser mit seltsamer Betonung. „Es ist eine neue Welt geworden, die wieder beherrscht sein will, Sie, Fürst, sollen die Stütze meines Hauses werden. Sie sind mir ein gewandter Mann, aber Sie standen bis jetzt unter meiner Leitung. Werden Sie im Stande sein, ganz selbstständig, d. h. nicht etwa ungebunden, zu handeln?"

„Ew. Majestät mögen sich von der unerschütterlichen Treue Allerhöchstihres Dieners überzeugt halten."

„Ihre Treulosigkeit, Fürst, wäre Ihr eigenes Verderben. Das Haus Habsburg ist nicht so leicht zu verrathen, es hat wachsame Augen und schonungslose, grausame Strenge. Das Haus

Habsburg hat furchtbare Wächter, die man nicht ungestraft zu täuschen, einzuschläfern oder wegzuräumen sucht. Sie können nur für das Haus Habsburg etwas sein, gegen dasselbe werden Sie zermalmt, auch wenn Sie mein Arm nicht mehr erreichen kann. Sie kennen wohl den habsburgischen Haß und die habsburgische Rache?" Der blasse Minister wurde noch blasser, die Aufregung des Kaisers trat auf dem kranken Gesichte hervor. — „Also nicht von Ihrer Treue kann die Rede sein, für diese bürgt mir Ihr Verstand und die Nothwendigkeit; es handelt sich nur um Ihre Fähigkeit."

„Ew. Majestät," antwortete der Minister, „ich habe etwas zu lernen Gelegenheit gehabt."

„Ja, Sie haben es gesehen, wie man regiert trotz Hindernissen und Gefahren. Sie wissen es, wo man überall die Augen, die Ohren und die Arme haben muß, wenn man das Steuerruder des Staatsschiffes in der Hand behalten will, wie man wirken muß, im Geheimen und öffentlich, in der Nacht und am Tage, mit dem Gerüst, mit Gift und Dolch, durch Bestechung und

durch List und Gewalt. Sie wissen, daß man auf die Niederträchtigkeit, Gemeinheit, Bestechlichkeit, auf die Habsucht und den Eigennutz der Menschen rechnen und bauen muß, wenn man fest stehen will. Unsere Feinde müssen sich verrechnen, wie sich mein Onkel Joseph verrechnen mußte."

„Habe ich dem Allerhöchsten Willen bis jetzt nicht ganz entsprochen, so werde ich in Zukunft bemüht sein, ihm besser nachzukommen."

„Ich war mit Ihnen zufrieden, sonst stände der Fürst Metternich jetzt nicht vor mir. Sie haben Kopf und Muth, Sie haben vor keinem Auskunftsmittel, wenn es zum Ziele führte, nach Art schwacher Naturen zurückgebebt. Sie haben den Grundsatz vollkommen begriffen, daß, wer herrschen, wer gebieten will, kein Menschenleben schonen darf. Sie haben Viele geopfert, Fürst Metternich, ohne zu zaudern, ohne sich zu bedenken. Polen, Ungarn, Italiener haben unter Ihren wie unter meinen Veranstaltungen geblutet; Thorheit, vor dergleichen zurückzuschrecken, als ob es zu wenig Menschen und nicht zu viel Widerspenstigkeit gebe!

Damals, als königliches Blut in Frankreich geflossen, als das Haupt eines Königs und sogar einer Tochter unseres Hauses unter den rohen Händen des Pöbels gefallen, da habe ich ihnen geopfert, den erzürnten Manen, ich habe ihnen fürchterlich geopfert; Jeder wurde vernichtet, der sich vermaß, einen Gedanken von dort drüben, von dem verfluchten Boden aufzunehmen. Die Habsburger haben sich von jeher auf das Geschäft der Rache verstanden. Meine Polizei hatte viel zu thun, damals. Sie, Fürst, haben sich ausgezeichnet. Sie sind vor keiner That zurückgetreten, und es sind nur Thoren, die mit weichem Herzen und zarten Händen das Regiment über diese bunte, zügellose, ausschweifende Menge, die man Volk nennt, führen wollen. Der furchtbare Cardinal Richelieu war das Glück Ludwigs XIII., seien Sie das Glück meines Sohnes, Fürst. Haben Sie den Muth, für den Segen unseres Hauses den Fluch und die Verwünschungen der Völker hinzunehmen?"

„Ich habe ihn, beim allmächtigen Gott," antwortete der Minister, „ich habe ihn schon ge-

habt, Ew. Majestät!" setzte er mit einiger Rasch-heit hinzu.

„Es ist nöthig, daß wir uns über die Politik für die Zukunft, d. h. nach meinem Absterben, in Oestreich verständigen. Sprechen Sie, Fürst, was erachten Sie für nöthig? Haben Sie die inneren Verhältnisse des kaiserlichen Palastes ins Auge gefaßt?" —

„Das Allerhöchste Kaiserhaus war sowohl in seinen innern als äußern Beziehungen der Gegenstand meiner unausgesetzten, gespanntesten Aufmerksamkeit; doch in gebührender Unterthänigkeit wage ich nicht, diese Allerhöchsten Interessen meinem Urtheile, meiner Entscheidung zu unterwerfen."

„Mein Sohn Ferdinand," nahm der Kaiser wieder das Wort, „der nach meinem Tode den östreichischen Thron besteigen wird, ist schwachen Geistes und kinderlos;" bei diesen Worten breitete sich Schwermuth und tiefe Trauer über das Angesicht des Kranken. „Dieser schmerzliche Gedanke verfolgte mich im Leben und verbittert mir den Tod. Mein Sohn ist eine schwache, kahle

Stütze der Krone, die ich mit so viel Schweiß und Blut aus dem Abgrund wieder heraufgeholt. Mein Sohn ist ein schwacher Stamm ohne Blüthe, ohne Zweige. Doch das ist ein Verhängniß. Hätte die neapolitanische Prinzessin Schuld an der Kinderlosigkeit, so hätten wir getrachtet, sie auf die eine oder andere Weise einzutauschen gegen eine fruchtbare Gemahlin. — Napoleon hat es gezeigt, wie man das anfängt; wir hätten es vielleicht noch anders gemacht. — Dem Vorurtheil darf bei wichtigen Gelegenheiten kein Recht eingeräumt werden. Die Sache verhält sich aber nicht so und es ist von dieser Seite keine Abhilfe zu erwarten.

Die stolze, herrschsüchtige Wittelsbacherin, die mit vielen gesunden Prinzen gesegnet ist, sieht hoffnungsvoll und triumphirend die Unfruchtbarkeit meiner Schwiegertochter, die völlige Unfähigkeit meines kranken Sohnes. Ihr Gelüsten zu regieren wird sich mit der Aussicht für einen ihrer Söhne nicht zufrieden geben; sie wird eine entfernte, glänzende Zukunft sich und ihrem Einfluß und ihrer Betheiligung näher zu rücken

versuchen, und das darf ihr nicht gelingen, merken Sie sich's, Fürst Metternich, das darf nicht geschehen. Mein Sohn Ferdinand muß auf seinem Thron sitzen, unangefochten bis an sein Lebensende. Käme es anders, so wäre es Zerrüttung im Hause. Mein Sohn soll und muß die Krone tragen; die Geistesschwäche eines Fürsten darf nichts verschlagen; das Volk muß an Gottes Gnade, an die Heiligkeit des Gesalbten, an die Erblichkeit der Krone glauben. Der Geist des Hauses Habsburg wird regieren, aber im Namen meines Sohnes Ferdinand. Alles Nöthige zur Unterstützung dieser meiner Bestimmung wird geschehen. Von Ihnen erwarte ich, was ich von Ihnen erwarten kann. Sie werden ein treuer Diener meines Hauses, ein unwandelbarer Vollstrecker meines Willens bleiben."

Der Minister verbeugte sich stumm und gerührt mit allen Zeichen der Erkenntlichkeit, der Hingebung, der tiefsten Unterthänigkeit, und der Kaiser fuhr fort: „Nun zu den eigentlichen Staatsangelegenheiten. Wir wollen über den Weg sprechen, der einzuschlagen und festzuhalten

ist in Gegenwart und Zukunft, um Gefahren abzuhalten oder ihnen zu begegnen; denn es ist nicht zu leugnen, daß seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ein Geist spukt und hie und da zum Vorschein kommt, der beobachtet und gebannt werden, den man unausgesetzt bekämpfen muß."

„Erlauben Ew. Majestät, daß ich die Mittel, durch welche die Dinge auf's Beste festzustellen sind, darlege," versetzte der Minister.

„Sprechen Sie," erwiderte der Kaiser.

Der Minister begann. „Frankreich muß das Hauptaugenmerk der östreichischen Regierung bleiben; dort gibt es Köpfe, die nach anderen Gesetzen, als die den bestehenden europäischen Verhältnissen zum Grunde liegen, zu denken wagen. Louis Philippe ist ein vortreffliches Auskunftsmittel, ist eine glückliche Ablagerung nach einer gefahrvollen Krise, aber noch immer eine Krankheit; er ist ein Bürgerkönig, eingeschüchtert durch die imposante gekrönte Gesellschaft, in die er unerwartet gerathen, er ist durch einen freundlichen Blick bestochen, durch einen unfreund-

lichen zerknirscht; er ist ein guter, solider, zahmer, ängstlicher Mann, der Alles für seine Familie thun will, eine Art Kaufmann, der sich seine Geschäfte auf's Beste besorgt und in seinem Betrieb nicht gestört sein will. Man muß das gute Einverständniß mit ihm erhalten, was ohne das geringste Opfer durchzuführen ist, aber dennoch die Legitimisten gegen ihn und gegen seine Dynastie möglichst ermuntern und unterstützen. Er muß gehalten werden nach Unten, und bekämpft von Oben, er muß angefochten werden wegen seiner Erstehung und geschont, weil er eine Krone trägt; er muß in die Coalition der Fürsten hineingezogen werden, weil ihm als Bundesgenossen in Frankreich die Aufgabe gestellt werden soll, den widerspenstigen Geist des französischen Volkes bezwingen zu helfen, und weil er für diese Begünstigung es zu thun sich bereit zeigt. Aber er kann doch nie mehr sein als ein Geduldeter; er bleibt ein fremdartig Störendes, weil er doch eigentlich kein König — —"

„Er ist ein Usurpator," fiel der Kaiser ein, „und muß fallen, wie Napoleon fallen mußte!

Das bleibe die Aufgabe der östreichischen Regierung."

„Das Einverständniß mit den andern Regierungen —" hub der Minister wieder an.

„Hängt von dem Moment und von den zu erwartenden Vortheilen für mein Haus ab," unterbrach der Kaiser, „und kann nicht voraussichtlich, nicht principiell festgestellt werden. Sprechen Sie von dem Innern des Staates, von den leitenden Grundsätzen daselbst, aus denen sich die Maßnahmen nach Außen hin von selbst ergeben."

„Ganz besonders auszubeuten bei Handhabung der Gewalt ist der Bürger; er ist das schmiegsamste und verwendbarste Werkzeug in des Meisters Hand und der größte Werth ist auf seine Brauchbarkeit zu legen."

„Auf den Bürger der größte Werth? Wollen Sie die Macht des Blutes, wollen Sie die heiligste Tradition verleugnen, Fürst Metternich?" frug der Kaiser heftig.

Nicht die leiseste Bestürzung zeigte sich an dem Minister bei dieser heftigen Aufwallung, bei diesem jähen Angriff von Seiten des Kaisers.

Mit der Ruhe und Sicherheit eines geübten Diplomaten bat er: „Erlauben Ew. Majestät, daß ich meine Behauptung klar mache und begründe."

Der Kaiser nickte nicht ganz zufrieden mit dem Kopfe, und der Minister fuhr fort: „Allerdings sind der Adel und die Geistlichkeit die Hauptstützen des Thrones; aber damit diese es seien, damit sie es sein müssen, dazu ist die Kräftigung, die Unterstützung des Bürgerthums von Nöthen. Da mir das Allerhöchste Kaiserhaus das Höchste ist und bleibt, so sind mir die andern Kräfte im Staate untergeordnete Kräfte und Mittel. Der Adel soll und muß dem Throne am Nächsten stehen, aber zugleich von ihm in steter Abhängigkeit bleiben; der Adel hat Muth und Entschlossenheit und er dient nur einer Gewalt, die ihm dienlich. So wie er es vermag, reißt er die Herrschaft an sich; denn sein Stolz ist ohne Grenzen, und die Erinnerungen einer glänzenden Vergangenheit leben in ihm und treiben ihn nöthigenfalls zu kühnen Thaten. Der Adel hat sein selbstständiges politisches Leben; er dient nur dann dem Throne, wenn er dadurch

sich selbst zu nützen glaubt, wenn er muß. Erinnern sich Ew. Majestät an die alten Kämpfe des Adels mit dem Königthum und an die schlimmen Streiche, die diesem von jenem gespielt wurden."

Die Züge des Kaisers hatten sich aufgeheitert, er nickte beifällig mit dem Kopfe und der Minister fuhr fort:

„Eben so ist es mit den Vertretern der Kirche; sie verfolgen mit großer Energie, mit ausdauernder Kraft, bald mit Fanatismus, bald mit Klugheit ihre eigenen Zwecke, und nur die Nothwendigkeit, der gemeinsame Vortheil oder die gemeinsame Gefahr verbindet sie mit dem Throne; sie können bei vorkommender Gelegenheit den Thron eben so bedrohen, wie unterstützen. Das Erste ist Jahrhunderte hindurch geschehen und es ist hinreichend bekannt, welchen Kampf das Königthum mit der Klerisei zu bestehen hatte. Die gewerbtreibende Bürgerschaft ist ein träges, willenloses Instrument, auf dem die verschiedenen Kräfte spielen; der Thron muß es den Andern

abgewinnen. Die eigentliche Bürgerschaft ist ohne Aufschwung, ohne Muth, ohne Begeisterung, ohne Willen, ohne Entschluß; sie hat keine politischen Bedürfnisse; in Verfolgung materieller Interessen lebt und stirbt ihre Leidenschaft. Es ist der weiche, träge Lehm, der sich kneten läßt, wie man ihn braucht, von der Hand, die ihn eben am stärksten faßt. Es muß der Thron sein, der ihn knetet, sonst thut es die Kirche oder der Adel. Und die Schwere, vermöge welcher diese träge Masse wirkt, ist von der größten Bedeutung. Die Bürgerschaft ist der Dünger im Staate, er ist ekelerregend, allein er befruchtet — und der Thron kann ihn für seine Saaten verwenden; er muß es nach den bestehenden Verhältnissen sogar."

„Sie haben Recht, Minister, es ist so wie Sie sagen, ich habe mich in Ihnen nicht geirrt;" sprach mit voller Zufriedenheit der Kaiser.

„Aus der Bürgerschaft rekrutiren wir unsere beste Polizei," fuhr der Minister fort. — „Der Adel ist zu stolz, um sich zur Spionerie brauchen zu lassen. Der Bürger ist uns willfähriger

Beamter; denn er sucht mit kleinlicher Berechnung sein sicheres Auskommen und verkauft dafür nöthigenfalls seine Seele, seinen Glauben, seine Ueberzeugung. Der Bürger ist der solide Soldat; der Bürger ist ohne alle Grundsätze, ohne eine Idee, die selbst den Pöbel bestimmt und darum ist Alles aus ihm zu machen, und darum ist er die eigentliche Grundlage, die eigentlichste Befestigung unseres Polizeistaates. Das Militär ist die disciplinirte, willenlose, materielle Kraft, die im Innern nur als Reserve zu betrachten ist; wenn diese angewendet wird, ist die Schlacht zum Theil verloren. Die Wirksamkeit durch die Polizei, durch Aemter, Würden, Stellung, das System der Ueberwachung, der Reihenfolge und der ewigen Bevormundung müssen den Staat erhalten und die materielle militärische Gewalt überflüssig machen. In Oestreich insbesondere fügen wir der ausgesprochenen und bereits ins Leben gerufenen Organisation die Unterhaltung und Förderung des Nationalitätenzwistes hinzu, wodurch die Regierung in jeder Provinz festen Fuß behält und über Leiden-

schaften verfügt, die sie vortheilhaft ausbeuten kann."

Der Kaiser reichte dem Fürsten die Hand und sprach: „Sie bleiben der Minister meines Sohnes."

Metternich küßte die kalte, knöcherne Hand des Kaisers und fuhr fort: „gegen die excentrischen Köpfe, gegen aufrührerische Gedanken und Worte, gegen jedes Individuum, das sich in That oder nur Gedanken der Vormundschaft der Krone entziehen will, schonungslose, blutige Verfolgung wie bisher. Nur das Haupt des Staates darf denken, die Glieder müssen gehorchen."

„Schonungslose, blutige Verfolgung, Fürst. Tod einem Jeden, hören Sie, oder ewige Nacht im Kerker, der es im Entferntesten wagt, an das Eigenthum meines Hauses mit einem Gedanken oder einem Worte zu tasten. Haben Sie ein wachsames Auge auf die Polen und Lombarden. Vernichten Sie, wie ich vernichtet habe, die Empörung gegen eine Gewalt, die Jahr=

hunderte besteht und fortbestehen muß; muß, sage ich.“ — — — —

Die plötzliche Aufregung griff den Kaiser sichtlich an, denn er sank nach diesen Worten erschöpft auf sein Lager zurück. Der Minister beobachtete ein anhaltendes Stillschweigen. Sich windend, als ob er mit Schmerzen kämpfte, sprach der Kaiser nach einigen Minuten mit matter, fast erloschener Stimme: „Sie kommen wieder, die Gespenster; — mein Enkel, der Herzog von Reichsstadt an der Spitze, — was wollen sie, was wollen sie von mir!?“ Der Kaiser ächzte auf wie ein Gefolterter, der Minister blickte mit starrem Entsetzen und rathlos auf die entstellten Züge des Kaisers.

„Nein, nein, nein!“ begann dieser wieder mit der heftigsten Anstrengung, fast schreiend, „Ihr seid Nichts und ich weiß es, daß ihr Nichts seid.“ Nun schlug er wieder die Augen auf, athmete schwer auf, wie nach schwerer, überstandener Arbeit, und blieb einige Augenblicke, den Minister betrachtend, ruhig liegen. Dann erhob er das Haupt, erschloß ein Fach des nahe am

Krankenbette stehenden Tischchens, nahm ein zusammengefaltetes Papier aus einem Portefeuille und überreichte es dem Fürsten mit den Worten:

„Meinem Sohne fehlt das Gedächtniß und er könnte leicht mein Vermächtniß, daß er Sie, so lange er regiert, an der Spitze der Staatsgeschäfte belassen soll, vergessen. Sollte dieses vorkommen, so zeigen Sie ihm dieses Document. — Wir sind fertig; leben Sie wohl." —

Der Minister zeigte die tiefste Rührung, sogar eine Thräne soll sich bei dieser Gelegenheit in seinem Auge haben blicken lassen.

„Ew. Majestät müssen und werden fortleben," waren seine Worte; „Gott muß die Stimmen der Tausende, die für das Leben Ew. Majestät flehen, erhören."

„Lassen Sie das," sprach der Kaiser, „schicken Sie mir meinen Pater herein, der draußen wartet, damit er meine Beichte höre." Der Kaiser winkte, der Minister ging und that wie ihm befohlen wurde.

Die Höflinge beugten sich noch tiefer als sonst vor dem Minister, der eine so lange Audienz bei

dem sterbenden Kaiser gehabt. Ihre Blicke, die sich prüfend an die Züge des allmächtigen Mannes hefteten, um den Gesammtausdruck des Vorgekommenen herabzulesen, erspähten nichts, so sicher hatte der Diplomat den Jubel seines Herzens in seinem Innern verborgen. Er schritt ernst und stumm durch die Gänge der kaiserlichen Burg und kehrte in seinen Palast zurück.

II.

Ein Rebell.

Erschüttert bis in sein innerstes Wesen von den verschiedenen Eindrücken, die an ihn, den kalten, unerschütterlichen Mann sich herangedrängt, kehrte der Fürst Metternich von der letzten Unterredung mit dem todtkranken Kaiser Franz zurück.

Der Kampf, in den der Kaiser vor seinem Scheiden mit seinen Gedanken verwickelt war, die riesige Anstrengung, deren er bedurfte, damit er siege, der Unbesiegbare, über Ahnungen und Gefühle, die ihm bis zu diesem Augenblick fremd gewesen, die Wirkungen der Todesschauer, die sich nach Außen wie nach Innen geltend machten, und keineswegs von dem mächtigen

Monarchen ganz bezwungen werden konnten, die Zwecklosigkeit des menschlichen Lebens, Ringens, Thuns, das so scharf und schreiend heraustrat, und die Nichtigkeit der Dinge, die so groß und wichtig auftraten, und vor dem brechenden Auge zusammenschrumpften, fast verschwinden, die Erinnerungen an Momente und Handlungen, die der Kaiser herauf beschworen, die zu dem Minister in nahen Beziehungen standen, und vielleicht jetzt zum ersten Mal einen unheimlichen Beigeschmack merken ließen, Alles dies von der einen Seite, und von der andern die Größe, Macht und Herrlichkeit, die sich ihm nun in grenzenloser Ausdehnung, nicht etwa als eine blasse Hoffnung, sondern durch das Vermächtniß des Kaisers als eine sichere Aussicht darstellten, und mit gewandter Ueberlegenheit den gebeugten, menschlichen Sinn in Anspruch nahmen, aufrichteten: also selbst dieser Widerstreit der Empfindungen griff an die Spannkraft, an die Nerven des Diplomaten.

Metternich war bis jetzt nur der erste Diener des Kaisers; er war ohne die geringste Selbst-

ständigkeit, und in keiner wichtigen Frage stand ihm eine unabhängige Entscheidung zu, denn Franz I. prüfte selbst und entschied. Metternich war sein Werkzeug, seine Kreatur, der scharfe Pfeil in der Hand des mächtigen Schützen, nichts weiter. Nun aber sollte er zur Allmacht gelangen, er sollte fast unabhängig den Staat lenken, regieren, beherrschen; der Kaiser und die Verhältnisse sollten ihm zu dieser Höhe emporhelfen; der Gedanke erfaßte ihn, überwältigte ihn fast, er machte ihn dem Andrange der andern Eindrücke streitig.

Der Fürst befahl den harrenden Dienern Lichter in seine Arbeitsstube zu bringen, in welche er sich wieder begab, um, wiewohl es schon eine Stunde nach Mitternacht war, die unterbrochene dringende Arbeit wieder aufzunehmen; es war ihm unmöglich, seine Gedanken so zu sammeln; er sank erschöpft auf die Lehne des Fauteuil's zurück, und überließ sich seinen kämpfenden, stürmenden Gedanken. Vielleicht das erste Mal in seinem Leben wurde ihm das Bedürfniß fühlbar, sich mitzutheilen, Jemanden zu haben, der

ihm tragen helfe, ihm erleichtere das Gewicht der Ereignisse, das Gewicht seines mächtigen Schicksals. In rascher Aufzählung führte er sich die Namen und Gestalten des Haufens vor, der ihn täglich, stündlich umschwärmt, umlagert, der sich benützen läßt und Vortheil sucht, der mit seinen Wünschen kommt, seine Zwecke verfolgt, und mit unermüdlichem Eifer nach Gunst und Glück jagt. Bei keinem Einzigen hielt er an, kein Einziger aus dem ganzen Schwarm fand sich, zu dem er Vertrauen hegte, den er würdig gefunden hätte, das Heimliche, Verborgene seines Wesens, die Räthsel und Geheimnisse seines Lebens zu enthüllen.

„Nichts als schwebende, summende Mücken um meinen Glanz,“ murmelte er vor sich hin. „Nichts als Feinde oder Sclaven, nichts als Narren und Schwächlinge, eben so unfähig als ehrgeizig, eben so gemein als anmaßend und stolz, eben so niedrig als übermüthig, eben so selbstsüchtig als heuchlerisch, ein unleidlicher Troß, den man nur verachten, von dem man sich nur schmeicheln und dienen lassen kann.“

Seinen Gedanken, die eben nicht erquicklich waren, wurde der Minister durch seine Frau entrissen, die gegen ihre Gewohnheit, und mit einer gewissen Hast in die entlegene Geschäftsstube ihres Gatten trat.

„Du bist es, Melanie?“ sprach der Minister, indem er sich mit ritterlicher Höflichkeit von seinem Sitz erhob.

„Du warst beim Kaiser, Clemens?“

„So eben bin ich von ihm zurückgekehrt.“

„Ist es wahr, was sich in der Stadt verbreitet, daß der Kaiser dem Tode verfallen ist?“

„Verbreitet sich die Nachricht schon in der Stadt?“ frug der Fürst.

„Was hat Dir der Kaiser gesagt?“

Der Minister sah bei dieser Frage seine Gattin an; ein tiefes Bedauern, daß sie ihm nie gewesen, was sie ihm sein konnte, sprach sich in diesem Blicke aus, als er antwortete: „Nichts von Bedeutung. Se. Majestät haben Abschied von mir, als von einem treuen Diener genommen.“

„Das ist eben keine besondere Auszeichnung;

dieselbe Ehre wird der Kaiser auch seinem Kammerdiener zu Theil werden lassen, und darum lohnte es sich wohl nicht, der Fürst Metternich zu sein."

„Wir sprachen auch über Staatsangelegenheiten," bemerkte leicht hin der Fürst.

„Was wird aus uns, Clemens, wenn der blöde Ferdinand auf den Thron gelangt? wirst Du bleiben, was Du bist?"

„Ich hoffe es."

„Am Ende wirst Du mit halbem Gehalt in Ruhestand versetzt, und kannst in friedlicher Zurückgezogenheit den Armen und Dürftigen Wohlthaten erweisen; gewiß ein schöner Beruf für einen Exminister, und eine treffliche Erholung nach einem langen, mühsamen Wirken. Clemens, Du mußt dafür sorgen, daß es nicht dahin kommt."

„Es steht vielleicht dem Fürsten Metternich eine andere Zukunft in Aussicht, als der ätzende, gallichte Scharfsinn seiner Gattin voraussetzt."

„Wem willst Du es denn vertrauen, wenn nicht mir?" frug die Fürstin entrüstet, „etwa

Deinem Lakei oder Kutscher, oder sonst so einer hochgestellten Person?“

„Melanie!“ sprach der Fürst ganz ruhig, „Du bist wieder im Zuge; laß das aber, ich bitte Dich darum in diesem Augenblicke; es sei Dir somit gesagt, daß mein Stern noch höher zu steigen beginnt.“

„In dem Falle mußt Du für meine Brüder mehr thun, als bisher; Edmund muß eine ansehnlichere Stelle in der Armee bekommen; er soll Kapitain, Oberst, General werden.“

Verachtung und Unwillen, kaum zu bezwingen, traten in die Züge des Ministers. „Schon gut,“ gab er seiner Frau zur Antwort, und wandte sich, um anzudeuten, daß er die Unterhaltung beendet wünsche.

„Es sind einige Freunde da, komm doch in den Saal, Clemens,“ verlangte die Fürstin, die nun in eine bessere Stimmung gebracht war: „die Fürstin Roben ist auch da,“ setzte sie hinzu, und der Fürst, nach Mittheilung, nach Gesellschaft, nach einem besänftigenden Mittel für seine stürmenden Gedanken lüstern, folgte seiner Gat-

tin in den Saal, wo die engern Freunde des Hauses, oder vielmehr der Fürstin, als ein geräuschloser Zirkel beisammen saßen; es war für diesen Abend die Zusammenkunft einer großen, glänzenden Gesellschaft bei dem Fürsten Metternich bestimmt gewesen; allein die eingetretene Krankheit des Kaisers hatte den Einladungskarten Absagebriefe folgen lassen, und nur die fast tägliche Gesellschaft mit den zufälligen, planlosen Variationen fand sich ein.

Der Saal, in welchen der Fürst mit der Fürstin trat, war schimmernd und doch auch behaglich; die feinsten Parketten von weißer und schwarzer Farbe waren in angenehmer und regelmäßiger Abwechselung derart an einander gereiht, daß sie verschiedene geometrische Figuren bildeten; die Vorhänge waren blau und weiß vom feinsten Spitzengrund, den der Luxus diesem Gebrauch angewiesen. Vier Spiegel, jeder in Manneshöhe und von einem Stück, prangten an den vier Wänden, der strengen Vorschrift der Mode entgegen, welche die Anwendung von mehr als einem Spiegel für diese Art von Gesell=

schaftszimmer entschieden und ausdrücklich verbietet, folglich nur nach dem revolutionären, souveränen Geschmack der Fürstin. Um verschiedene Tischchen vom feinsten Mahagoni standen Stühle, Fauteuil's, Causeusen, Balzacs mit blauem Sammet überzogen, um nöthigenfalls verschiedene Gruppen mit verschiedener Unterhaltung aufzunehmen. Alles mögliche Spielmaterial, als Karten, Damenbret, Domino, Kästchen von feinst gedrechselter Arbeit mit Spielmarken, war vorhanden.

Jedes einzelne Stück Meuble war ein Meisterstück der Werkstatt von dem vorzüglichsten Handwerker, dem Lenker der Schicksale mit aller Mühe und Sorgfalt nach der strengen Forderung der Fürstin angefertigt.

Um einen Kamin, in welchem eine muntere Flamme spielte und wärmte, befand sich ein Halbkreis von gepolsterten Sitzen, so daß man, wie in verschollener Zeit, die nur noch in Märchen lebt, traulich an wärmender Flamme beisammensitzen und sich vergnügen konnte, wenn sich nur erst die Traulichkeit, die es einst gege-

ben haben soll, hier wiedergefunden hätte. Zwei Diener kredenzten Thee.

Als ihre Durchlauchten eintraten, erhoben sich die Anwesenden ehrerbietig, ganz erstaunt über das Erscheinen des Ministers, der sich nur selten an diesen Privatunterhaltungen seiner Frau zu betheiligen pflegte.

Metternich begrüßte mit einem äußerst freundlichen Lächeln und mit der feinsten Höflichkeit die Gäste. Mit der ausgesuchtesten Galanterie, die dem verliebten Hofe des berühmtesten Bourbons Ehre gemacht hätten, näherte er sich zunächst der reizenden Wittwe, der Fürstin Roben, und sie waren bald abgesondert mit einander im Gespräche.

„Der frühe Tod eines Gatten hat auch seinen Vortheil,“ bemerkte der Minister, „sonst gäbe es keine jungen, bezaubernden Wittwen, die reizendste Frauengattung, an der man Alles findet, was anziehend, interessant und gewinnend ist.“

„Ich fühle mich veranlaßt, Wittwe zu bleiben, wie traurig der Stand auch sein mag,“

gab eine wohlklingende Frauenstimme höflich zur Antwort.

„Sie haben dazu die Verpflichtung, Fürstin; Sie dürfen nicht so viele Hoffnungen tödten, um eine einzige zu erfüllen."

„Das kommt nach dem Code civile der Frauen auf die hoffenden an, Ew. Durchlaucht."

„Sollte unter Allen kein Einziger sein, der all' Ihre Rücksicht in Anspruch nimmt, Fürstin?" frug der Fürst, und beobachtete mit Aufmerksamkeit die Dame.

„Verdienste vor einer Frau sind nicht, wie Verdienste um den Staat, Ew. Durchlaucht, die Jeder anerkennen muß; das Herz ist ein launiges, sogar ein ungerechtes und dennoch unumschränktes Tribunal."

„Es gibt Eigenschaften und Vorzüge, die einem Frauenherzen eben so imponiren, wie der Volksmeinung."

„Ich weiß nur zwei Menschen, von denen ich diese Behauptung in ihrer ganzen Ausdehnung gelten lassen kann."

Der Fürst wartete auf die Angabe dieser zwei

Helden, und die Fürstin, das war offenbar, wartete auf die Frage nach ihnen; der Fürst mußte sich also bequemen zu fragen, und that es so leicht, so hinwerfend:

„Darf man es wissen, wer diese sind?“

„Der Kaiser von Rußland und Ew. Durchlaucht,“ antwortete die Fürstin, leicht erröthend, allen Ernst zusammen nehmend, den sie in diesem Augenblicke, da sie zum unendlichen Lachen geneigt war, nur finden konnte; die Verstellung gelang ihr, dem verschlagenen Diplomaten gegenüber; der Fürst war durch diese Antwort überrascht. Er dankte für dieses Compliment mit einer stummen, tiefen Verbeugung.

„Wissen Sie aber, Fürstin,“ begann er nach einer Pause, welche dem Verstummen des Entzückens zugeschrieben werden konnte, „wissen Sie, daß ich stolz gemacht und gedemüthigt zugleich bin?“

„Zu viel Ehre für mich, Ew. Durchlaucht!“ sprach die Gräfin, und senkte wie verschämt den schönen Kopf und die Augen.

„Stolz bin ich, daß ich in Ihrem Herzen, rei-

zende Frau, neben dem Manne stehe, den ich hoch verehre, vor dem ich mich beuge; gedemüthigt, daß ich nicht allein, ganz allein es bin, der diesem Herzen imponirt." — — —

„Der die Hoffnung aller Andern tödtet ..... wo ist die Philanthropie Ew. Durchlaucht?" ergänzte die Fürstin.

„Ich gestehe, daß ich in diesem Falle egoistisch bin, Fürstin," erklärte der Minister mit so zarter Betonung, als sie nur die innigste Zärtlichkeit finden kann.

Die Fürstin schwieg und wartete, sich an den seltsamen Geberden des Diplomaten weidend, auf den Fortgang der Unterhaltung.

Der Minister bedachte sich einige Augenblicke und suchte nach einem neuen Anknüpfungspunkte für die Unterredung, deren Ziel er noch nicht erreicht hatte.

„Haben Sie Se. Majestät den Kaiser von Rußland öfter gesehen?" frug er halb laut und mit gepreßter Stimme, als kostete ihn, diesen Gegenstand zu berühren, die größte Ueberwindung.

„Nicht zu oft,“ antwortete die Fürstin, ohne die leiseste Veränderung in ihrer Miene.

„Hat der Kaiser Ihre Gesellschaft nicht gesucht?“ frug er wieder im Tone eines Eifersüchtigen.

Die Fürstin schien im höchsten Grade verlegen und antwortete: „Wer weiß das zu unterscheiden, was Zufall oder Absicht ist!“

„Sie allein können es in dem Falle; denn keiner Frau entgeht dieser Unterschied, wenn es sie betrifft.“

„Ich?“ lispelte die Fürstin verlegen, die Blicke zu Boden senkend.

„Nicht diese Zurückhaltung, Fürstin,“ sprach nun der Minister mit Emphase; „schenken Sie mir Ihr Vertrauen, ich muß es haben, und es soll nicht zu viel sein, was ich verlange, um was ich Sie bitte, sehr bitte! Ich biete Ihnen meine volle Freundschaft dafür.“

„Sie haben mein Vertrauen, Durchlaucht.“

„Hat Sie der Kaiser von Rußland wirklich durch seine besondere Huld ausgezeichnet?“

„Er that es, Ew. Durchlaucht,“ antwortete

die junge Dame verschämt; der Minister that, als wäre er sehr ergriffen durch diese Mittheilung, und als faßte er sich mühsam wieder, lenkte rasch und gewandt von dem Gespräche ab, und leitete die Fürstin, ohne daß sie es merkte, zur übrigen Gesellschaft; diese bestand aus dem Fürsten Paul Esterhazy, dem Fürsten Windischgrätz, dem Grafen Dippold, dem Baron Hügel.

Der ganze Kreis schwieg ehrerbietig, so wie der Fürst sich ihm näherte, und erwartete lauschend ein Wort aus seinem Munde. „Sie wissen, meine Herren," begann der Minister, „welcher beklagenswerthe Unfall das ganze östreichische Vaterland, uns Alle zu treffen droht, und welchen Gott allein mit seiner Allmacht abzuwenden vermag: unser allergnädigster Kaiser ringt mit dem Tode!"

„Das Vaterland und jeder treue Unterthan Sr. Majestät fühlt die Größe des Verlustes," nahm der Fürst Paul das Wort, „aber auch niemals lebhafter den Segen einer geordneten, festen Regierung. Alles wird trauern, aber Niemand wird leiden unter der Heimsuchung, denn

in jedem guten Oestreicher lebt die Hoffnung, daß er unter dem Scepter Ferdinand's eben so glücklich sein werde, wie unter dem seines Vaters."

Ein freundliches Lächeln des Ministers belohnte diese Worte, als er, zu dem ungarischen Magnaten gewendet, erklärte: „Diese Hoffnung wird in Erfüllung gehen!"

„Wer könnte daran zweifeln," ließ sich der Fürst Windischgrätz vernehmen, ein grauer Mann mit harten Zügen, durch die kein geistiger Ausdruck drang, „daß der erhabene Sohn, des erhabenen Vaters würdig, mit demselben fürstlichen Heldenmuth die großen Vermächtnisse einer schönen, hingeschwundenen Zeit beschützen und vertheidigen werde, gegen die Angriffe gemeiner, unnatürlicher Ideen, gemeiner, niedriger Menschen, die schon durch ihr Blut zu Knechten, für den Koth geschaffen sind, und unmöglich höher stehen können, als sie schon von der Natur gestellt worden."

Der Minister fand offenbar keinen Gefallen an diesem Sermon des alten Kriegers, denn sein Lächeln, das für den Magyaren hervorgetreten

war, verlor sich, als er sprach: „Es lebe der Kaiser Franz, es lebe der Kronprinz Ferdinand!“

Es entstand eine kleine Pause hierauf; durch die kleine Unzufriedenheit, die an dem Minister zu erkennen war, die sich übrigens Niemand zu erklären wußte, trat eine gewisse Spannung ein, die sich Allen mittheilte, nur nicht der Fürstin Metternich, die sich mit dem Grafen Dippold und der Fürstin Roben lebhaft unterhielt, ohne dem ernsten Gespräche der übrigen Gesellschaft die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Die Unterhaltung der Fürstin drehte sich um Dinge von sehr untergeordneter Bedeutung, um Interessen, die nur in dem raffinirten Leben der sogenannten höhern Gesellschaft eine Rolle spielen. Die Unterhaltung der Fürstin drehte sich um Kunst, Mode, Beziehungen, Eigenheiten und die Geschichte von Personen, die sich an dem inhaltlosen Treiben der hohen Gesellschaft betheiligen, die bei diesem seltsamen, kindischen Kampfspiele mitwirken.

Der Graf Julius Dippold unterstützte die beiden Damen durch geistreiche Bemerkungen,

durch scharfe, schneidende Kritik, durch Mittheilungen der komischsten, ergötzlichsten Art.

„Sie haben viel Glück, Graf Dippold," sprach der Fürst Metternich, der sich zu dieser Gruppe wandte, mit einiger Ironie. „Sie haben gleich bei Ihrer Ankunft die glänzendste Saison, die seit Jahren Wien verherrlichte, gefunden."

„Ich habe auch meinem Adelsdiplom alle Ehre gemacht, Ew. Durchlaucht," antwortete der Graf, „Theater, Konzerte, Bälle, Praterfahrten und Ritte, Alles das habe ich mit dem größten Fleiße gepflogen, und habe, was das Wichtigste ist, sonst nichts gethan. Heißt das nicht seine Pflicht ganz erfüllen?"

Der Diplomat sah den Sprecher mit durchdringenden Blicken an, ohne daß er zu ermitteln vermochte, ob es Ernst oder Scherz, was der junge Mann so eben gesprochen. Das machte ihn stutzen, und veranlaßte ihn zur Fortsetzung des Gesprächs.

„Ich habe somit meine Pflicht verletzt, lieber Graf?" frug lächelnd der Minister.

„Mit Nichten, Ew. Durchlaucht, denn Sie haben Ihre Stellvertreter und sind dispensirt."

Das Gesicht des jungen Grafen blieb wieder zur Ueberraschung des Diplomaten ohne alle Veränderung, der mit dieser Antwort unendlich zufrieden war, wenn er auch nicht sicher wußte, ob er sie in dem rechten Sinne deute.

„Was gedenken Sie für die Zukunft zu thun?" frug der Minister den jungen Fashionable.

„Ich werde die Sommersaison in London zubringen, und den Herbst in den Bädern, wo es am lebhaftesten hergeht. Was kann ein Edelmann Besseres thun, wenn er nicht selbst die heiligste Tradition beleidigen will."

„Sind Sie nicht ehrgeizig?"

„Ich habe die Ehre, nach der ich gegeizt, in dem Hause Ew. Durchlaucht eine gastliche Aufnahme zu finden."

„Haben Sie gar kein Streben?"

„Ich mache keine unrühmliche Ausnahme, Ew. Durchlaucht, aber der Fürst Trautmannsdorf hat den herrlichsten Araber, der nicht feil ist,

den möcht ich haben, es ist der schönste Fuchs, der je einen Sattel getragen."

„Fühlen Sie sich nicht tauglich zu Staatsgeschäften?"

„Was fällt Dir ein, Clemens?" rief lachend die Fürstin. „Hat der Graf nichts Besseres zu thun? Er ist in der kurzen Zeit unentbehrlich in den Salons geworden. Der Staat soll sich andere Leute suchen."

„Besuchen Sie mich morgen in meiner Kanzlei, Graf Dippold," versetzte der Fürst nach einigem Nachdenken.

„Zu Diensten, Ew. Durchlaucht," war die Erwiderung.

Das Gespräch wurde wieder allgemein.

Der Minister forderte den Fürst Paul Esterhazy auf, von Ungarn zu erzählen, wo er eine Zeit lang seine Güter inspicirt, und von wo er Tags zuvor zurückgekehrt war.

„Es gibt nicht viel Neues aus Ungarn zu berichten, Ew. Durchlaucht," nahm der Fürst Esterhazy das Wort, „ich habe Alles im Alten gefunden. Die Dinge sind, wie sie waren, der

Bauer ist ein Bauer, der Edelmann ein Edelmann, wie sonst und jetzt. Nur in den Städten hat die Intelligenz neue Losungsworte, neue Parolen vertheilt. In den Städten fühlt man den leisen Hauch eines Geistes, der den Ungarn bis jetzt fremd war. Auf dem Landtag ist die alte Hetze; ich habe sie gesehen, die sogenannte Opposition, ich habe das Gezwitscher gehört, mit dem die Spatzen dem östreichischen Adler etwas anhaben wollen; ich habe gelacht und lache noch. Was für Leute sind das! Nicht Kindern könnten sie Furcht einjagen, geschweige Staatsmännern, wie sie an der Spitze der östreichischen Regierung stehen. Sie haben weder Talent, noch Popularität, noch sonst irgend einen Halt, und arbeiten der Sache schnurstracks entgegen, für die sie wirken wollen; sie stärken die Regierung, statt sie zu schwächen."

„Wäre nicht besser, Fürst Paul Esterhazy, man schmisse die ganze Komödie, die sie Constitution nennen, zum Lande hinaus?"

Der Befragte schien sich zu bedenken und antwortete: „Warum sollte man den Kindern das

ungefährliche Spielzeug nicht lassen, Durchlaucht? Kinder spielen gern Erwachsene, die Ungarn wollen französisch spielen, was sie am allerwenigsten können, was sie nicht einmal verstehen. Eine unschädliche Passion, Ew. Durchlaucht, die man gewähren lassen kann, wenn man zumal will. Es wird viel gelacht auf dem Landtage, wenn so ein Glied der Opposition sich erhebt, und das Wort ergreift, und Lachen befördert bekanntlich die Verdauung; also auch eine diätetische Rücksicht, diese Posse fortbestehen zu lassen. Der Staat braucht ja seine Theater, und auf etwas mehr oder weniger Kosten kommt es auch nicht an." Die ganze Gesellschaft lächelte dem witzigen Erzähler zu.

„Ich habe nichts Erwähnenswerthes gefunden, bis auf einen jungen Mann, den Ew. Durchlaucht bereits kennen müssen," fuhr der Magnat fort.

„Von wem sprechen Sie, Fürst?" frug der Minister.

„Es ist ein gewisser Lajos Kossuth, der viel, der mehr als nöthig von sich reden macht, der

unbedingt durch seine Landtagsberichte weit mehr schadet, als die gesammte Opposition in beiden Häusern."

„Sein Handwerk ist ihm bereits gelegt; das Blatt, das er herausgab, ist verboten," bemerkte die Durchlaucht.

„Das Blatt ist verboten, aber sein Handwerk ist ihm nicht gelegt, denn die Berichte erscheinen im Manuskript; sie vermehren sich selbst, wie es scheint, und fliegen wie neue Gedanken durch das Land."

„Und wie, ich weiß noch nichts davon! ich werde den Grafen Sedlnitzky darnach fragen," rief der Minister.

„Vorgestern ist ein solches Blatt erschienen, ich habe es gekauft, weil Niemand in ganz Preßburg den ganzen Tag über von etwas Anderem sprach, als von den Worten des Lajos Kossuth, und weil es keine Hand gab in Preßburg, die, wenn sie auch noch so nothdürftig die Kunst zu schreiben erlernt, nicht thätig gewesen wäre, diese Zeilen zu vervielfältigen. Hier ist das Corpus delicti, hier eine getreue deutsche Uebersetzung."

Der Fürst nahm zwei Blätter aus seinem Portefeuille.

„Lassen Sie doch hören, was er schreibt, dieser jugendliche Held," sprach der Minister, und der Fürst Esterhazy las Folgendes von dem Papier herab:

„Es ist nichts zu berichten über die Sitzung vom 27. Februar, wie eigentlich nichts zu berichten war über die Sitzungen der vorhergehenden Tage, der vorhergehenden Jahre, es bleibt immer dasselbe. Der König verlangt Leute, man bewilligt sie ihm, der König verlangt Geld, man bewilligt, der König verlangt Kräfte, man bewilligt, der König verlangt Gehorsam, man bewilligt noch mehr, als er verlangt; man kommt nur zusammen, um zu gewähren, zu bewilligen, zu gehorchen. Ob Ungarn Ursache hat, damit zufrieden zu sein, ob Ungarn dabei gewinnt oder verliert, wer kümmert sich um das, wer fragt nach dieser Geringfügigkeit, wer möchte sich zu einer reiflichen Prüfung dessen, wofür er sich entscheidet, durch diese Rücksicht veranlaßt fühlen! Ungarn ist ja nur ein Land, und kein König:

in Ungarn leben 14 Millionen Menschen, aber ohne Kronen und Purpurmäntel. Vierzehn Millionen Menschen bedeuten nichts, wenn sie keine Kronen und Purpurmäntel tragen; wer wird diesen eine Aufmerksamkeit schenken, wenn es gilt, dem König zu Willen zu sein! Ungarn ist ja nur das Vaterland, und es verleiht keine Aemter, keine Würden, keine Orden, denn es ist ihm dieses Recht genommen; es führt keinen glänzenden Hof, wo man sich mit Freuden und Lust berauschen kann, und wo es durch ein gnädiges Lächeln die gemeine Gesinnung, die Feilheit und Erbärmlichkeit zum Kniefall bringt. Das ungarische Vaterland ist nicht der Sorge, nicht der Berücksichtigung werth; der König verlangt, und man bewilligt ohne Bedenken, ohne Prüfung. Die Erinnerungen der glorreichen Vorzeit verschläft man in einer wüsten Nacht, vergißt man auf einem rauschenden Hofball; die Kämpfe von den Vätern gekämpft, die zählen nichts, das Blut, das sie bezahlt für des Vaterlandes Freiheit und Unabhängigkeit, das hat der Boden längst eingesogen, man sieht, man achtet es nicht. Was

sind das für leere Begriffe: Vaterland, Freiheit, Unabhängigkeit! Der König über Alles! Das versteht ein Jeder; denn der König und seine Minister haben Aemter, Würden und Orden zu vergeben.

„Ungarn mit seinen starken, edeln Söhnen, so treu, so ächt, so bieder, mit seinen Töchtern so schön, so reizend, so liebenswerth, das kann man leicht verrathen, das verräth man auch, denn was liegt daran, wenn man nur dem König treu ist und ergeben! Käme ein Reskript des Königs, das alljährlich tausend ungarische Jungfrauen zum Vergnügen für die ergebenen Knechte des Hofes verlangte, der Landtag bewilligte ohne Weiteres auch diese Schande Ungarns.

„Sie träten auch dann auf, die Väter des Landes und sprächen: „„Der König, der König, der gute König, der die Krone des heiligen Stephan trägt, verlangt die tausend Jungfrauen jährlich zum Gebrauche für den treuen Hofstaat; es ist der heilige Wille der Majestät, und es ist gewiß zum Heil und Segen des Landes, daß wir diese tausend Jungfrauen bewilligen; wir müssen

sie bewilligen!““ — und von Beifall erdröhnte das Haus. Wagte es Einer dagegen aufzutreten, auf die Ehre des Landes, auf die Gesetze der Natur, auf das ewige Recht des Menschen, auf die Thaten der Väter, auf ihren unvergänglichen Ruhm hinzuweisen, appellirte er an die Vernunft, an das klare, richtende Urtheil, an Gott: dann würde er verlacht und verhöhnt, beschimpft, geschmäht, wie man das täglich sehen und hören kann in den beiden ungarischen Häusern, so oft der König Unbilliges verlangt.

„Man ginge hin, suchte tausend der schönsten Jungfrauen des Landes heraus, und schickte sie nach Wien, damit die hohen Herren am Hofe sich mit ihnen vergnügen. Ach, es steht schlimm um unser Vaterland, und nur schüchtern darf ein wahrer Patriot rufen: Es lebe Ungarn, Ungarn über Alles!

„Denn wo findet dieser Ruf einen Widerhall? Nur schüchtern spreche ich den heiligen Namen: Ungarn — aus; ein Name, der von unsterblichen Helden mit blutiger Schrift in dem Buche der Geschichte eingeschrieben steht. Sie müssen wohl

gestorben sein, die Kinder alle jenes Heldenvolkes, das nicht diesen Boden mit seinem Blute gefärbt, um ihn zu vertheidigen, sie müssen wohl gestorben sein, die Kinder alle der Herrlichen, die gekämpft und gefallen, und eine fremde Brut hat sich hier eingenistet; denn Kinder können ihren Vätern unmöglich so unähnlich sein, wie die jetzigen Magyaren den früheren. Ich rufe also für mich allein: es lebe Ungarn, Ungarn über Alles! Und wenn der Ruf auch in gar keinem Herzen widerhallt, und wenn ich der Einzige sein sollte, dem dieser Ruf aus der Seele dringt, und müßte ich ihn hinausschreien in die Pußta, in die stumme Wildniß. Doch es kann so nicht sein, dieses Land muß auch jetzt Helden tragen, wie es von jeher der Fall war. Söhne Ungarns, zeigt, daß ihr ächte Ungarn und keine Bastarde seid, laßt mich ein Echo hören meines Rufes: „„Es lebe Ungarn, Ungarn über Alles!““ und wenn ihr ermattet seid in eurer Liebe zum Vaterlande, so blickt um euch, seht die Quellen, die Ströme, die Berge, sie sind bezeichnet durch die Heldenthaten, durch das Blut eurer Väter, sie

werden deutlicher zu euch sprechen, als ich es vermag. Treue, starke ungarische Herzen, die können nicht abgefallen sein von ihrem Vaterlande, ich weiß es; sie wallen auf in frommer Begeisterung bei dem Rufe: „„Ungarn über Alles!““ —

Lajos Kossuth.“

Der Vorleser schwieg und betrachtete die Zuhörer, um die Wirkung dieser Worte zu erfahren.

Der Minister erhob sich; auf den blassen Lippen, in den Augen sah man den Grimm sich regen, als er sprach: „Ich werde den Verfasser selbst verbieten.“

„Das Aufsehen, der Lärm, den der Mann gemacht, war so groß, daß ich mir nicht versagen konnte, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen,“ bemerkte der ungarische Magnat.

„Wie sieht er denn aus, dieser ungarische Schweinhirt?“ frug die Fürstin Metternich, deren Haupttugenden bekanntlich nicht die Zartheit und Weiblichkeit ausmachen.

„Nicht uninteressant,“ erwiderte der Fürst

Esterhazy, „Haar und Bart tief dunkel, ein blasses, melancholisches Gesicht, glühende, feuersprühende Augen mit schattigen Brauen, ein Mund, dem man es ansieht, daß er zum Fluchen und zum Segnen bereit ist, eine wenig gewölbte Stirn, die Einen beunruhigt, eine schlanke, nachlässige Gestalt, die sich unter dem Gewicht des Geistes und der Leidenschaften beugt. Kein uninteressanter Mensch mit einem Worte."

„Ich will ihn noch interessanter machen," sprach der Fürst Metternich. — Er grüßte nun mit außerordentlicher Feinheit die Gesellschaft und zog sich zurück.

Man unterhielt sich noch eine kurze Zeit ohne den Minister über Kossuth und trennte sich alsbald. — Vor dem Palast warteten die verschiedenen Wagen und brachten die Gesellschaft nach Hause. — — Der Minister ging zu Bette, denn er bedurfte der Ruhe; die Andern thaten wie er.

III.

Die Sterbestunde eines Habsburgers.

Nach wenigen Stunden erwachte Metternich aus seinem eben nicht sehr ruhigen Schlummer. Die Aufregungen des schweren, verhängnißvollen Tages waren ihm auf das Lager gefolgt, hatten sich bis in seine Träume gedrängt. Er wäre niedergeschlagen gewesen, wenn er nicht durch seinen kräftigen, sieggewohnten Willen seine störenden Gedanken und ihre unerquicklichen Einflüsse bemeistert hätte. Er scheuchte mit Hilfe des Morgens alle die Schatten, die auf seiner Seele lagen; er gab sich mit allem Fleiße, mit aller Sammlung, mit frischem Muthe den dringenden Geschäften hin, die ihre Erledigung von

ihm erwarteten. Nach und nach kamen die Staatssecretäre, die Staatskanzleiräthe, die in der Staatskanzlei arbeiteten, um Befehle und Weisungen einzuholen; der Minister ertheilte sie. Depeschen, theils von Courieren, theils auf ordentlichem Wege gebracht, las der Minister, er fertigte Verhaltungsbefehle an die verschiedenen Gesandten aus, oder ließ es, wenn sie minder wichtig waren, nach seiner Angabe von den Beamten thun. Gegen zehn Uhr begab er sich in die Burg, um sich selbst nach dem Befinden des kranken Kaisers Franz zu erkundigen, wiewohl bereits mehrere abgesandte Boten Nachrichten hierüber eingeholt. Er bekam die Auskunft, daß Ihre Majestät des Nachts gebeichtet und die heilige Cummunion empfangen, und hierauf ganz ruhig geblieben bis zum Morgen; die Aerzte fänden die Krankheit unverändert; sie sei nicht heftiger geworden, aber so verderblich geblieben, wie sie war.

Als der Minister aus der Burg in seine Privatkanzlei zurückkehrte, fand er den Polizeipräsidenten, den Grafen von Sedlnitzky, der seiner harrte.

„Ich habe Sie erwartet, Graf," redete der Minister den Polizeipräsidenten an. „Was gibt es Neues?"

Mit einer ehrerbietigen Verneigung antwortete der Graf Sedlnitzky: „Mancherlei, Ew. Durchlaucht."

„Wie sieht es in der Stadt aus?" frug der Minister, „welche Wirkung bringt die gefährliche Krankheit des Kaisers auf die Gemüther hervor?"

„Ew. Durchlaucht, zu Diensten," antwortete der Polizeihäuptling, nahm ein Portefeuille aus seiner Rocktasche, und aus diesem einige Blättchen Papier hervor, und begann Folgendes herunter zu lesen:

„Es herrscht unter der hiesigen Bevölkerung eine unruhige Erwartung der Folgen, die das Absterben Sr. Majestät des Kaisers hervorbringen würde, Aufregung und Angst, besonders unter den Geldleuten; daher der tiefe Fall der Staatspapiere auf der Börse. Gerüchte von einem bewegten, unruhigen Geist des Kronprinzen, dem seines Vorfahrs, des Kaisers Joseph

ähnlich, sind im Umlaufe. („Einfältiges Volk, stets irre geführt und sich selbst irre führend," murmelte der Minister kaum hörbar vor sich hin.) Speculanten und Kaufleute fürchten eine neue, minder conservative Politik, gelockerte Zügel der Regierung, die Entsetzung freisinniger Beamten, einen andern Mann an der Spitze der Geschäfte, als Se. Durchlaucht den Fürsten Metternich, folglich verschlimmerte Zustände."

„Herr Graf!"

„Ew. Durchlaucht! ich berichte."

„Wohl, so fahren Sie fort."

„Die Fabrikanten der Vorstadt meinen," fuhr der Polizeipräsident fort, „daß unmöglich mit den Staatsgeldern schlimmer gewirthschaftet werden könne, als bisher unter der Regierung des Kaisers Franz, und es sei daher lächerlich, daß jetzt bei dessen Absterben die Papiere fallen; sie selbst warten auf einen niedern Stand, um zu kaufen. — Soll diese Sprache geduldet werden, Ew. Durchlaucht?"

„Geben Sie dem lautesten Verkünder dieser Ansicht gelegentlich eine tüchtige Lection."

Der Polizeipräsident machte in seinem Portefeuille mit einer Bleifeder eine Notiz, und fuhr fort:

„Viele Aeußerungen der Unzufriedenheit lassen sich speciell über Ew. Durchlaucht vernehmen.“

„Unerbittliche Strenge gegen die, welche das wagen, Graf, hören Sie?“

„Ich habe mir erlaubt, ohne die Ordre Ew. Durchlaucht abzuwarten, strenge Befehle in Betreff dieser öffentlichen Redner zu erlassen, und ihre Verhaftung anzuordnen,“ sprach mit einem einschmeichelnden Gesichte der Graf Sedlnitzky.

Der Staatskanzler nickte beifällig und mit vieler Huld, indem er sprach: „Sie sind ein tüchtiger Mann für Ihren Posten, und man kann sich auf Sie verlassen; fahren Sie fort.“

Der Polizeichef dankte mit einer tiefen Verbeugung für diese Huld, und fuhr fort:

„Der Adel, besonders die adlige Jugend, legt jetzt bei der bevorstehenden Wendung der Dinge Unzufriedenheit an den Tag.“

„Weil sie die Hoftrauer verhindern kann,

den Karneval zu Ende zu tanzen," unterbrach der Fürst.

„Sie meinen," fuhr der Graf Sedlnitzky fort, „die Schattenhaftigkeit der Landstände sei lächerlich und entwürdigend, es sei an der Zeit, für diese Form ein Wesen zu finden. Man sollte ihn lieber abschaffen, den Adel, als ihn zum Gespötte der Kinder, zu einem eiteln Popanz werden zu lassen, sprach gestern der Fürst Friedrich Schwarzenberg an der Tafel des Fürsten Lobkowitz."

„Halten Sie diesen Narren für gefährlich, Präsident?" frug der Fürst.

„Nicht im Mindesten, Ew. Durchlaucht; er treibt Krieg, Liebe und Schriftstellerei, und es ist die polnische Gräfin Rewitzka, seine Liebe, die ihm so eine Idee, wie die geäußerte in den Kopf gesetzt haben mag; der Mann blamirt sich zu oft, um gefährlich sein zu können."

„Was hat der Fürst Lobkowitz auf diese Aeußerung erwidert?"

„Er hat den Fürsten Schwarzenberg zu einer Jagdparthie für die nächste Woche eingeladen, und dieser hat sie angenommen; darauf kam das

Gespräch auf Pferde, Cigarren, Hunde, Schauspielerinnen, welches so lange dauerte, als man beisammen blieb."

„Der östreichische Adel," sprach der Fürst höhnisch, „wird auch der künftigen Regierung nichts in den Weg legen. Die Alten kennen die Gefahr, von der sie bedroht werden, wenn einmal zu rütteln angefangen wird, die Jungen sind zu unfähig, zu frivol, von kleinen Leidenschaften zu sehr in Anspruch genommen, um irgend etwas durchsetzen zu können; es sind mit einem Worte zu unbedeutende Menschen, die viel zu gerne reiten, um irgend einen Einfluß auf den Staat zu gewinnen. Für diejenigen unter den Adligen, welche zu arbeiten, zu dienen gezwungen sind, ist das Militär oder das Institut der Ueberzähligen da, wo sie untergebracht und von der Regierung abhängig gemacht werden."

„Die Polizei hat also nach dieser Richtung nichts vorzunehmen?" frug Sedlnitzky.

„Nichts als wachsam zu sein," antwortete Metternich.

Und der Polizeimann setzte seine Berichte fort:

„Unter den bürgerlichen Offizieren und Unteroffizieren beim Militär tritt seit zwei Tagen die Hoffnung lebhafter denn je hervor, daß die Bevorzugung der Adligen bei Besetzung der Chargen und bei Avancements aufhören werde, und daß der Hofkriegsrath „„das Institut des befestigten Schlendrians,““ wie sie es allgemein nennen, der in Kriegszeiten störend, und in Friedenszeiten ungerecht einwirkt, entweder ganz aufhören, oder vortheilhafte Veränderungen erfahren werde.“

„Das ist ganz gut,“ versetzte Metternich. „Die Regierung hält dadurch einen großen Theil des Adels in ihren Händen. Was fingen die verhätschelten Junker beim Militär an, wenn ihnen die Protektionen beim Hofkriegsrath nicht unter die Arme griffen, es ist billig, daß sie dafür ihren Nacken jedem Joche beugen, das man ihnen auflegt. — Wie sieht es in den Bureau's aus, Graf?“

„Sehr gut, am Besten, Ew. Durchlaucht, die Beamten ringen zumeist mit der Geldnoth, mit Mangel, und sind dadurch so gedrückt, so

ängstlich, auch diese kleine Subsistenz zu verlieren; so für ihre Familien, für Frauen und Kinder besorgt, daß sie nicht ein Mal den Muth haben unzufrieden zu sein, da ferner die Bürgerlichen und die Adligen nach entgegengesetzten Richtungen hin arbeiten, so ist die Rechnungsart der Regierung eine einfache Subtraktion, sie werden von einander abgezogen, und es bleibt Null. Dazu sind sie sich häufig, durch die Noth dazu gebracht, einer kleinen Bestechlichkeit oder sonst eines Fehlers bewußt, und durch das häufige Sitzen so leberkrank, oder mit andern Leibesbeschwerden so behaftet, daß sie mit ihren todtgehetzten Gedanken niemals aus ihren häuslichen Verhältnissen und ihrer Kanzlei heraustreten. „„Beförderung!““ ist ihr einziger Weheruf. Ein Hofrath ist für den Beamten schon ein Gott; die Regierung ist für ihn ein unnahbares Fatum. Die Beamten thun Alles, was man von ihnen verlangt; die Regierung ist ihr Gewissen; nur die Praktikanten, diese jungen Proletarier, die noch nicht durchgeknetet wurden von der Bureaudisciplin, sind ein wenig revolutionär,

und lesen in der Augsburger Allgemeinen die Reden von Thiers und Guizot. Mit der ersten Aussicht auf Besoldung, bei Empfang des ersten Adjutums senkt sich ihr stolzer, hochfahrender Sinn zur tiefsten Bescheidenheit nieder; der revolutionäre Geist wird plötzlich loyal. Eines erfüllt die Beamten mit stiller Trauer, mit stummer Kränkung und zwar: die adligen Ueberzähligen, die sich in den Bureau's einnisten, und ihre Dienstjahre gewissermaßen verschlingen; allein auch daran gewöhnen sie sich, und nur hie und da ein verdienter, mürrischer, im Staatsdienst ergrauter Regierungsrath, der von Sr. Majestät persönlich Zeichen der Anerkennung empfangen hat, was ihm mehr gilt, als die Gnade Gottes, wagt es, zu seinen intimsten Freunden ein Wort der Mißbilligung gegen diese Einrichtung laut werden zu lassen."

„Gut, gut, das ist weiter nicht beunruhigend," versetzte der Fürst.

Der Graf fuhr fort: „Ich habe diese Tage mein besonderes Augenmerk auf die Literaten gerichtet; unnöthige Mühe, über die Freiheit,

eine Tänzerin oder Sängerin zu verunglimpfen, reichen ihre Wünsche nicht hinaus; nach dieser Befriedigung jagen sie nun, die Helden der Feder; um so mehr, als sie ihnen nicht gegönnt wird, und ich ihnen bei diesem großen Streben unüberwindliche Hindernisse in den Weg schleudere.

„Unsere Literaten denken gar nicht an den Staat und seine Leitung; sie haben Hunger und wollen essen, sie haben ein zu saueres Gewerbe, als daß sie den Muth haben könnten, einen Angriff zu wagen.

„Grillparzer ist k. k. Archivar, und ist noch immer damit beschäftigt, die Ungnade des Hofes und seinen Ruf herabzuwürgen; er verbringt täglich eine Stunde mit seiner uralten Liebschaft, und ist ein guter Mensch, der nicht weiß, was er will, und Alles verwirft; der ist so viel wie todt.

„Bauernfeld braucht das Burgtheater und die Hofschauspieler, spielt viel Karten im kaufmännischen Vereine um hohes Geld, geht im Sommer aufs Land, und ist fortwährend im Begriff, zu heirathen. Wenn wir ihm einen beißenden,

politischen Witz durchlassen, mehr versucht er nicht, so ist er vollkommen zu frieden, und glaubt Wunder, was er im Interesse der sogenannten Freiheit gethan hat. Der Mann hat einen kleinen Appetit, und man kann ihn leicht satt machen; seine Intimität mit dem Baron Dobblhof ist das Einzige, das, wenn auch nicht bedenklich, doch zu berücksichtigen ist; Dobblhof, der Sekretär der niederöstreichischen Stände, ist ein praktischer Mensch, Bauernfeld ist ein Mann des Gedankens; sie bilden zusammen eine Person, die gefährlich werden könnte, denn sie sind etwas auszuführen und zur Opposition geneigt."

„Machen Sie sich keine Sorgen, lieber Graf," äußerte der Minister. „Wenn man die Fähigkeiten Beider zusammenthut, so geben sie noch immer kein Element eines bedeutenden Mannes, keinen Anflug von Genie, keine halbe Größe, nicht einmal der Beobachtung sind sie werth. Bauernfeld wird Lustspiele schreiben, so lange er lebt, die gerade so viel liberalen Beigeschmack haben, als es uns ersprießlich und nöthig ist, um den modernen Geschmack des Publikums zu

kitzeln; und Dobblhof kann nicht einmal Lustspiele schreiben. Seien Sie ganz außer Sorge; Schade für die Aufmerksamkeit, die Sie diesen Beiden zuwenden."

„Mit einzelnen Aeußerungen von obskuren, unbedeutenden Personen," nahm Sedlnitzky wieder das Wort, „von Studenten und Handwerksgesellen, von Bürgern beim Bier und Wein, verschone ich Ew. Durchlaucht, und will die aus den Provinzen eingegangenen Berichte mittheilen."

„Ja, aus den Provinzen, Graf," sprach der Fürst, und seine Erwartung war sichtlich lebhafter als vorher.

Der Graf zog aus seinem Portefeuille andere Blätter hervor und las:

„In Böhmen arbeiten die Czechen durch Schrift, Verbindungen und andere Mittel auf eine selbstständige Nationalität hin, und ansehnliche, hochadlige Häuser, wie Graf Leo Thun, Moritz Deym, Bouquoi, Nostitz und viele Andere betheiligen sich, zur Erreichung eigener Zwecke, an diesem Streben, das bereits, wie

Ew. Durchlaucht wissen, seine Schwärmer, seinen Fanatismus, seine Narren erzeugt hat."

„Sehr wichtig, Graf," rief der Fürst Metternich, „und zugleich sehr vortheilhaft; der czechische Anstrich, den der böhmische Adel gleißnerisch seinen selbstsüchtigen Planen gibt, sichert uns die Mittel, ihm in den Deutschböhmen, in dem deutschen Adel überhaupt, ein mehr als hinreichendes Gegengewicht zu schaffen; die böhmische Färbung bringt, wenn wir sie gehörig benutzen, eine Theilung unter dem Adel selbst hervor, und setzt die Regierung dadurch in den Stand, den getheilten östreichischen Adel in seiner Schwäche zu erhalten, und sich selbst dadurch zu stärken. Armselige Schwachköpfe, die nach etwas langen, und nicht wissen, wo sie es anfassen sollen! Jedenfalls ist die größte Aufmerksamkeit auf diese Angelegenheit zu wenden nöthig. Die Fanatiker müssen erspäht und — beseitigt werden; hören Sie, Präsident. Der Fanatismus ist ansteckend und der Staatsgewalt als Gegner am meisten gefährlich. Vermehren Sie die Augen und Ohren der Regierung in Böhmen um ein Bedeutendes."

„Es ist bereits die Ordre gegeben, Ew. Durchlaucht, daß sich mehrere von unsern Agenten als acharnirte Panslavisten einkleiden lassen, und die Tollheit mitmachen.“

„Gut, recht gut, lieber Sedlnitzky!“

„Ich werde von jedem Schritt dieser nationalen Helden unterrichtet werden.“

„Vergessen sie nicht, Graf, noch den Befehl zu erlassen, daß bei den Zusammenkünften in allen dergleichen slavischen Gesellschaften Invektiven, Verleumdungen gegen die Deutschen von unsern Panslavisten vorgebracht werden, daß man sie dann auf geschickte Weise zur Oeffentlichkeit bringe, und der ganzen Partei imputire; verstehen Sie?“

„Vollkommen, Ew. Durchlaucht.“ Der Polizeichef notirte und las weiter:

„Im Erzherzogthum Oestreich, Tyrol, Steyermark, Mähren keine Regung politischen Lebens. In Galizien sind die Höhen etwas bewegt, die Tiefen ruhig; die Bauern lieben fanatisch die östreichische Regierung aus Haß gegen den Adel; aber in Ungarn —“

„In Ungarn, Graf?" frug der Fürst mit Nachdruck.

„In Ungarn zeigt sich eine große Empfänglichkeit für die Ausfälle gegen die Regierung, für die patriotischen Ergüsse des Wesselény, und besonders des Kossuth, der, seitdem sein Blatt verboten ist, in Manuscripten seine Gedanken verbreitet. Hier ist der Aufsatz, der eine besonders große Wirkung nicht nur in Preßburg, sondern überall, wo er hinkam in Ungarn — und er wurde sehr verbreitet — hervorbrachte." Der Polizeipräsident langte die Abschrift des Artikels, den der Fürst Paul Esterhazy bereits im Salon des Ministers vorgelesen, hervor, und reichte sie dem Staatskanzler.

„Ist mir schon bekannt, Graf Sedlnitzky."

„Sobald ich dieses Dokument und die darauf bezüglichern Berichte bekam," nahm wieder der Polizeichef das Wort, „erachtete ich es für nothwendig, ungesäumt einen Verhaftsbefehl gegen die Freiheitsmänner zu erlassen."

„Sie thaten recht, sehr recht," fiel der Minister ein.

„Ich habe alle Vorsicht und strenge Vermeidung von Aufsehen anempfohlen. Der Befehl lautete dahin, daß sich ein Polizeicommissär, von einigen Polizeisoldaten gefolgt, des Nachts in die Wohnung der magyarischen Agitatoren begebe, sie in aller Stille aufhebe und ohne Verzug, nachdem ihnen die Augen verbunden worden, in einem verschlossenen Wagen sogleich nach Munkacz bringe. Zugleich ist den an dieser Execution betheiligten Personen bei Verlust ihres Amtes und sonstiger harter Strafe das strengste Stillschweigen über diesen Vorfall aufgetragen. Der Befehl sollte in Ausführung gebracht werden" — — — —

„Schön! Vortrefflich!"

„Allein man fand die Wohnung des Einen leer."

„Wessen?" frug hastig der Fürst.

„Kossuth war entwichen, Ew. Durchlaucht, Wesseleny ist festgenommen und in Verwahrung gebracht."

„Verdammt, das ist nicht gut," äußerte der Fürst.

dem Grafen entstanden und daß die Eifersucht des Barons Hügel wohl sehr lächerlich, aber ganz ungegründet sei.

Sie konnten nicht begreifen, was die Dame und den jungen Mann an einander fesselte, da es offenbar nicht Liebe war. Der Graf seinerseits bewies der Fürstin ebenfalls mehr Aufmerksamkeit, als er ihr vermöge ihres Geschlechtes und Ranges schuldig war, als sich von ihm vermöge seiner Art zu sein voraussetzen ließ. Der Graf Julius Dippold war der Sohn einer reichen adligen Familie, sein Vater war ein ziemlich aufgeklärter Mann, der das Talent und die Fähigkeit besaß, die Menschen, ihre Leidenschaften, Schwächen und Verhältnisse genau zu erkennen und zu betrachten. Er hatte eine Carriere im Staatsdienst zu machen gesucht, sich mit vielem Fleiße den Geschäften im Bureau und den staatswissenschaftlichen Studien hingegeben, aber diesen Ehrgeiz rasch, als er die reizende Comtesse Julia Dietrichstein kennen lernte und liebte, fahren lassen und den Entschluß gefaßt, sich ein häusliches Glück zu gründen, das er mit

allen Annehmlichkeiten und Vortheilen einer heitern Unabhängigkeit und Sorglosigkeit, mit allen Reizen der Liebe und des Genusses, mit den Herrlichkeiten des Reichthums auszustatten gedachte. Er bewarb sich um die Liebe und die Hand der Comtesse, erlangte Beide, verließ das Bureau und seine Thätigkeit und sprang mit kecker Entschlossenheit in den Ehestand.

Er verlebte mit seiner jungen Gemahlin den größten Theil des Jahres auf dem Lande auf einem reizend gelegenen Gute in Mähren. Es ist nicht ganz entschieden, ob Neigung oder eine geheime Angst von dem Einfluß des Residenzlebens auf das Gemüth und Herz seiner schönen Gattin ihn zu dem häufigen Landaufenthalte veranlaßt habe. Vielleicht machten sich beide Motive geltend. Die junge Dame beklagte sich aber übrigens gar nicht über die Zurückgezogenheit von den brausenden Freunden der großen Stadt; denn der Graf strengte sich gewissenhaft an, die Langweile von dem Schlosse fern zu halten, wo Künste und Künstler heimisch waren, wo Vergnügungen aller Art und steter Wechsel rasche,

„Wünschen Ew. Durchlaucht, daß der Hochverräther steckbrieflich verfolgt werde?"

„Nein, das ist nicht rathsam und nicht nöthig; geht er aus dem Lande, so ist er fern und nicht mehr schädlich, bleibt er in der Monarchie, so rechne ich darauf, daß Sie ihn bald gefunden haben."

„Ew. Durchlaucht werden sich darin nicht verrechnen. — — Mein Bericht ist zu Ende," sprach sich verbeugend, der Graf Sedlnitzky.

„Sie sind ein höchst verdienstlicher Polizeipräsident, und Sie haben Anspruch auf den Dank Ihres Kaisers und des Staates. Verdoppeln Sie jetzt Ihre Aufmerksamkeit; der Tod eines Monarchen bringt immer eine Krisis, wie vorübergehend sie auch sein mag, hervor."

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht."

„Apropos, Graf, haben Sie Recherchen über die Fürstin Roben gemacht?" frug der Fürst.

„Wie Ew. Durchlaucht befohlen. Unsere Agenten aus Petersburg berichten, daß die genannte Dame sich der auszeichnenden Gunst Ih-

rer Majestät des Kaisers von Rußland erfreute; daß aber aus Gründen, welche die Eingeweihtesten am Hofe nicht wissen, kein wirkliches, intimes Verhältniß zwischen ihnen stattgefunden; sie erhält Briefe von zwei Freundinnen am Hofe, deren Inhalt von keinem Belang, und sich meist auf unwichtige Privatangelegenheiten bezieht; nur hie und da kommt eine leise, sehr zarte Anspielung auf die allerhöchste Eroberung vor, außerdem erhält die Fürstin von Zeit zu Zeit Briefe von Orloff, dem Vertrauten des russischen Kaisers, die Ergebenheit, Freundschaft, die tiefste Verehrung athmen; die Antworten der Fürstin hingegen sind abgemessen, höflich, nichts weiter. Orloff, das ergibt sich so ziemlich deutlich, korrespondirt auf höhern Befehl."

„So!" versetzte der Fürst. — „Noch Eins, Graf! Haben Sie nicht zufällig besondere Auskünfte über den Grafen Dippold?"

„Es ist ein lustiger Bruder, der überall zu finden ist, wo man recht tanzt, jagt; der den Weibern nachstellt, und sich um gar nichts kümmert, als um sich selbst; der in geordneten Verhältnissen

und sehr friedlich lebt, eben so gesucht von Grisetten, wie von den ersten Künstlerinnen und den hochgestellten Damen. Er verschläft die Tage und verbraust die Nächte. Er hätte sich neulich duellirt, wenn sein Gegner ihm nicht Abbitte gethan hätte; er hatte, wenn man nicht polizeilich urtheilt, Recht."

„Mit wem geht er am Meisten um?" frug der Fürst.

„Mit den lustigsten Gesellen, mit den besten Reitern, mit dem Grafen Sandor, dem Fürsten Trautmannsdorf ꝛc. ꝛc.. Er kommt in alle möglichen Häuser."

„Das weiß ich," unterbrach der Fürst. „Wenden Sie diesem Manne besondere Aufmerksamkeit zu, Graf."

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht."

Ein Diener trat ein und meldete, daß Ihre Durchlaucht am Hofe beim Erzherzog Ludwig erwartet werden, und daß der Graf Dippold im Vorsaal der Befehle Ihrer Durchlaucht harre.

„Lassen Sie den Grafen eintreten," befahl der Minister dem Diener.

„Leben Sie wohl, lieber Präsident,“ sprach er zu dem Anwesenden, indem er ihm die Hand reichte; dieser verneigte sich ehrerbietig und ging. Er begegnete dem Grafen Dippold und betrachtete ihn mit einem durchdringenden Blick.

„Verzeihen Sie, Graf,“ redete der Minister den eintretenden jungen Gast an; „aber ich muß jetzt zu Hofe, wohin ich gerufen bin; Sie werden, wie ich hoffe, von dem einen Besuch nicht müde geworden sein. Ich erwarte Sie morgen gegen sechs Uhr Abends.“

„Zu dienen, Ew. Durchlaucht!“ antwortete der Graf Dippold, und entfernte sich mit der gebührenden Reverenz.

Der Fürst Metternich kleidete sich um, und begab sich zum Erzherzog Ludwig. Er fand ihn nicht, denn der Kaiser lag im Sterben, im letzten Todeskampfe. Es wurde dem Minister gemeldet, daß die ganze kaiserliche Familie bei dem Sterbenden versammelt sei und bete; der Minister begab sich ebenfalls dahin. Alle lagen auf den Knien, die Häupter gesenkt; der Mini=

ster that wie die Andern. Aber er trauerte nicht, er betete nicht, sondern überdachte in heftiger Erregung die Größe des bevorstehenden Glückes, das Glück der bevorstehenden Größe. Er warf einen flüchtigen, verstohlenen Blick auf den sterbenden Fürsten mit dem blassen, verzerrten Angesichte, und sagte zu sich selbst: „Tod, du bist mein guter Freund; ich danke dir, du grausamer Geselle." Der Kaiser, das war zu sehen, kämpfte mit sehr heftigen Schmerzen; rasche Athemzüge, ein krampfhaftes Winden des ganzen Leibes, der sich bisweilen über das Lager erhob, das Ballen der Fäuste, das Hervortreten der Augen, dann und wann ein schmerzliches Stöhnen verriethen, daß der Kaiser in seiner letzten Stunde viel zu leiden habe. Die Aerzte waren noch immer pflichtschuldigst bemüht, dem Unheilbaren Heiltränke zu reichen.

„Malvati, hinweg!" schrie der sterbende Kaiser, als ihm der Baron Stifft Moschus, den Todtentrank, reichte, „hinweg, Malvati! Was Sie den Kranken reichen — ist nicht gesund — nicht — gar nicht!" und er wandte mit der äu-

ßersten Anstrengung den Kopf ab von der hingereichten Medizin.

Der knieende Minister zuckte zusammen bei diesem seltsamen Ausbruch des nun der Besinnung beraubten Fürsten. Die kaiserlichen Familienglieder senkten tiefer die Häupter, als wollte Jeder den Blick des Andern vermeiden.

Das letzte Heilmittel, das niemals mehr wirkt, war eingenommen und zurückgegeben; der Kaiser kämpfte fort mit Bildern, Gedanken und Schmerzen.

„Ypsilanti!" schrie er, „sei verflucht, nein sei gesegnet, fasse mich nicht an; du erwürgst mich; du bist so stark, und ich so schwach. Schwäche? — nein, nein, nein, ich will nicht widerrufen; mein Enkel muß sterben, muß todt sein."

Der Minister wagte nicht empor zu schauen, er blieb wie in Andacht versunken, aber seine Seele erbebte.

„Zurück! zurück!" stöhnte der Kaiser, „was wollt ihr mit den Dolchen unter den langen Mänteln, bleibt auf dem Spielberg, das Fleisch

weggefressen bis auf die Knochen, sonst müßt ihr sterben; ich will nichts widerrufen! Metternich, zu Hilfe. Gift, Gift für sie, Metternich, schnell.“ —

„Es ist aus, es ist aus,“ sprach er nun, zur Besinnung zurückgekehrt, mit matter Stimme; „betet für meine Seele, ich glaube, sie ist verdammt.“ — — Er war verschieden. Der anwesende Beichtvater des Kaisers sprach laut ein Gebet, die Andern murmelten es nach.

„Nun bin ich Kaiser,“ jauchzte es im Innern des Fürsten, als er sich mit den Andern erhob, um den Ort des Todes zu verlassen.

Dieses geschah am 3. März des Jahres 1836. — — —

IV.

Der Graf Julius Dippold.

Der Graf Julius Dippold war der Unentbehrliche in den Wiener Salons, der gesuchteste Tänzer, der fürchterliche Rivale des Fürsten Trautmannsdorf auf der Reitbahn im Prater, das enfant gâté der Frauen, der Liebling der Fürstin Metternich, die ihn wie Niemanden auszeichnete, die mit ihm zum Verdrusse des Barons Hügel wie mit Niemanden sich freundlich und zuvorkommend zeigte. Die Dame war eine so unermüdliche Lobrednerin des Grafen, sprach so oft und unumwunden ihr außerordentliches „Penchant" zu ihm aus. Die Damen ihrer Coterie wunderten sich nicht wenig darüber, daß keine intimeren Beziehungen zwischen der Fürstin und

freundliche Stunden brachten. Der Graf verstand es, die Jahreszeiten auszubeuten und Romantik in das Leben zu bringen. Auch wurde auf dem Schlosse gutes Einverständniß mit der Nachbarschaft gehalten, und es fehlte daher auch an lustiger Gesellschaft nicht, an einem Kreise, in welchem man sich ganz wohl befinden konnte und der wacker die Stunden verscheuchen half, als ob ein Menschenleben deren zu viel hätte. Von Zeit zu Zeit kamen der Graf und die schöne Gräfin nach Wien, um sich im Strudel des Residenzlebens bis zur Uebersättigung zu berauschen. Sie pflegten sich in diesen stürmischen Wochen wechselseitig zu verlieren und fanden sich erst wieder, wenn sie in das stillere, freundlichere Leben zurückkehrten. Der Graf fand die Unterbrechung der häuslichen Ruhe auf kurze Zeit für das eheliche Verhältniß wohlthätig; sie wirkte nach seiner Ansicht verjüngend auf die Neigung seiner Frau und auf seine eigene, und er führte sie daher in gewissen Zwischenräumen herbei. Das waren ungefähr die Verhältnisse, unter welchen Julius geboren wurde und heranwuchs.

Seine Eltern fanden in ihm, der einzigen Frucht ihrer Ehe, eine Ergänzung ihres Glückes und überhäuften ihn mit Liebe und Sorgfalt. Besonders hing seine Mutter mit einer grenzenlosen Zärtlichkeit an ihm, die durch keine Zerstreuung, durch kein anderes Interesse auch nur im Geringsten geschwächt werden konnte. Sie tröstete sich mit ihrem Sohne für die eingebüßte Jugend, die sich im Wandel der Zeit verlor. Die sonst banale Phrase, daß für die Eltern in ihren Kindern ein neues junges Leben beginne, ward an der Gräfin buchstäblich zur Wahrheit; sie wäre vermöge ihrer Natur verzweifelt gewesen ob dem Verluste ihrer Schönheit und Jugend, wenn sie nicht mit der größten Energie und psychischer Kunstfertigkeit das Leben ihres Sohnes zu dem ihrigen gemacht, seine Hoffnungen, die Extasen und Triumphe der Jugend getheilt hätte. Der Graf freute sich der innigen Liebe der Mutter zu seinem Kinde und liebte mit, wie eben vernünftige Männer ihre Kinder lieben; er war nämlich mit allem Eifer für dessen Glück, für dessen Vortheile bedacht. Unter

dem Schutze der väterlichen und mütterlichen Liebe gedieh die Seele des Knaben vortrefflich. Das rege Leben, das auf dem Schlosse geführt wurde, die von dem Grafen daselbst eingeführten körperlichen Uebungen, an denen sich sogar die Damen betheiligten und an welchen sehr bald der kräftige, lebhafte Knabe Theil nahm, machten die Verweichlichung des Knaben unmöglich. Seine geistige Ausbildung wurde von dem Vater sowohl als von der Mutter sehr eifrig betrieben und die entschieden hervorstechenden Anlagen des Knaben krönten diese Bemühung mit dem besten Erfolge.

Graf Julius Dippold wurde ganz und gar als Cavalier erzogen. Der Vater wünschte, daß sein Sohn die Aufgabe löse, die er selbst ungelöst gelassen, und sich dem Staatsdienst widme, von dem er selbst sich abgewendet.

Julius wurde, als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, nach Wien geschickt und zu den nöthigen Studien angehalten. Der Geist des Knaben und hierauf des Jünglings nahm einen raschen Entwickelungsgang. Das Aufgenommene

wurde von ihm rasch, scharf und schöpferisch verarbeitet und auf diese Weise zum wirklichen Eigenthume des Jüngers der Wissenschaft. Die Umgestaltung seines tiefinnersten Wesens bewerkstelligte sich, ohne daß er es merkte; er hatte einen hohen Standpunkt der Anschauung und der Erkenntniß erklommen, ohne daß er es wußte. Nur wenn er in das väterliche Haus zurückkam in die Beziehungen zu den Dingen, wie ehemals, wurde es ihm klar, daß er ganz anders sehe, denke, urtheile, als früher, daß er Manches werthschätzte, was er sonst verachtete, Manches verachtete, was er sonst werthschätzte; daß er ein anderes Ideal von Größe und Vortrefflichkeit gewonnen, als er mit der Muttermilch eingesogen; daß er Wahrheiten geprüft und verworfen habe, die von seinen Eltern und ihm selbst unbedingt angenommen wurden. Dadurch kam es, daß der Jüngling gleichsam schüchtern mit seinen Erfahrungen und Erkenntnissen selbst seinen Eltern gegenüber zurückhielt; desto ungemessener aber ließ er seinen Gefühlen freien Lauf und das Verhältniß zwischen seiner Mutter und ihm

wurde noch inniger als es gewesen, wenn auch seine unbeschränkte kindliche Offenheit aufgehört hatte.

Gegen die Gewohnheit adliger Kinder war der junge Julius zufolge seiner Neigung und seines wissenschaftlichen Strebens von dem Verkehr mit der großen Welt entfernt geblieben. Er lebte sich, seinen jugendlichen Träumen und seinen Studien; der Strom des sinnlichen entnervenden Wiener Lebens zog an ihm vorüber, erreichte, berührte, erfaßte ihn nicht. Er wurde zwei und zwanzig Jahre alt, als er die vorgeschriebenen juristischen Studien beendet hatte, und man nannte ihn in den Kreisen, wo er durch seine Abkunft bekannt war, den „Sonderling"; härtere Beurtheiler nannten ihn sogar einen „Pedanten". Er kam mit der sogenannten hohen Gesellschaft, besonders wenn seine Eltern, wie das jährlich der Fall war, eine Zeit lang in Wien zubrachten, in leise Berührung; er wurde fast gezwungen, in den verschiedenen, am meisten befreundeten Häusern eine Visite abzustatten, es war ihm jedoch peinlich, wie einem

unabhängigen Menschen jede bloße Förmlichkeit sein muß, die eine Art gethaner Lüge, die ein Zugeständniß an die Herkömmlichkeit, die nicht verpflichtend und dennoch gebietend auftritt, also ein Zugeständniß, das doch von einer gewissen Schwäche nach Innen oder nach Außen zeugt. Julius that es seinen Eltern zu Liebe und tröstete sich mit diesem Bewußtsein.

Noch eine Art Berührung gab es zwischen dem jungen Studiosus und der vornehmen Welt, und zwar im „Prater". Zu den gesuchtesten Vergnügungen des jungen Grafen gehörte das Reiten. Er hatte, wie er es wünschte, durch die ganze Studienzeit sein englisches Vollblutpferd, das er schon als Knabe mit der außerordentlichsten Virtuosität und Grazie zu beherrschen und zu lenken verstand; für diese ausgezeichnete Tugend hat der reitende Adel in Wien — und was ist das für ein Adel, der kein reitender ist! — dem jungen Manne seine Sonderbarkeiten nachgesehen, hat er seine Gesellschaft gesucht und ihn hochverehrt. Sogar die Damen haben vermöge ihrem noblen faible für Pferde und Reiter

freundliche Blicke auf den kalten jungen Mann geworfen, der durch die edle ritterliche Kunst ihre Herzen bezwungen.

Was half das? Julius ritt selbst als er neunzehn, zwanzig, ein und zwanzig Jahre alt war, mit kalten höflichen Grüßen an den schönen, nach französischer Mode prachtvoll gekleideten Damen vorüber; ja die Schönsten, die Salonwunder, die Unwiderstehlichen gewannen ihm keinen Blick der größern Theilnahme ab; die geübtesten Coquetten, die mit ihren Reizen noch nie einen Fehlschuß gethan und die es sich besonders angelegen sein ließen, den jungen Grafen zu erobern, weil sie seine Kälte und Stumpfheit, wie sie es nannten, stachelte — sahen ihre Bemühungen und unfehlbaren Künste scheitern.

Aber nicht, als ob der junge Mann so aus der Art geschlagen wäre, daß ihm der Sinn für das Schönste, Wunderbarste, Wünschenswertheste fehlte, daß es ihm an der Begeisterung, dem Fanatismus für das Weib gebrach, sondern seine Neigung hatte bereits einen Gegenstand gefunden, dem sie ganz angehörte. Er liebte; nicht

aber etwa aus Princip oder planmäßig, sondern zufällig ein Wesen aus einer andern Sphäre, ein Wesen, das nicht nach französischer Mode prächtig gekleidet war, das keine Equipagen, Lakeien, Diener, Schmeichler und Anbeter hatte, das unerfahren in den raffinirten Künsten der vornehmen Welt. Das Mädchen, das die Neigung des jungen Grafen gewonnen hatte, war die Tochter einer Uhrmacherswittwe auf der Landstraße, ein schönes munteres Mädchen, das er durch einen Collegienfreund, der bei der Wittwe zur Miethe wohnte, kennen gelernt. Uhrmachers Hannchen verrieth von vorn herein ohne allen Rückhalt ihr Wohlgefallen an dem jungen Grafen, und er fühlte, daß er dem Mädchen mit aller Wärme und Innigkeit zugethan sei. Hannchen war bei der ganzen Nachbarschaft als das rührigste, geschickteste und sittsamste Mädchen bekannt; es kam ihr in den Handarbeiten, was ihr die schlimmste Neiderin zugestand, Niemand gleich, und sie war auch nie ohne Bestellung von den schönsten Häusern der Stadt; das Mädchen gewann manchen Thaler, so daß der Gewinnst

zu dem Ertrag der kleinen Hinterlassenschaft von dem verstorbenen Uhrmacher gefügt, ein bescheidenes Auskommen bot. Man rühmte es allzumal von Hannchen und ihrer Mutter, daß sie immer, wo und wann man sie auch sah, sehr wohl und nett aussahen.

Als das Verhältniß zwischen dem jungen Grafen und dem lieblichen Mädchen ausgesprochen und innig wurde, machte Hannchen vor ihrer Mutter kein Hehl daraus. Ihre Mutter machte keine Einwendung; es war dies das einzige Wort, das erste und letzte Wort, das sie ihrer Tochter hierüber sagte: „Hannchen, sieh zu, was Du thust und bedenke, was daraus werden soll," — das Mädchen aber gab zur Antwort: „Es werde daraus was da will, ich liebe ihn einmal sehr, das läßt sich nicht ändern und ich will es auch gar nicht. Gefällt Dir der Julius nicht auch, Mutter?"

„Jawohl, Hannchen, der junge Mann gefällt mir ganz gut," antwortete die gute Frau, und die Sache zwischen Mutter und Tochter war abgemacht. Julius kam nun sehr, sehr häufig zu

dem Mädchen seiner innigsten Zuneigung. In die stille friedliche Stube seiner lieben, theuern Hannchen flogen seine Gedanken und Gefühle, wenn er im Prater auf seinem Vollblutpferde einhersprengte; der Frieden und die Mäßigkeit in dem kleinen, engen Haushalt imponirten dem im Reichthum und Ueberfluß erzogenen und aufgewachsenen Grafen weit mehr, als der goldene Flitter, als die glänzende Schminke, die blendende Pracht und Herrlichkeit der Sphäre, in die er gehörte. Der freie, edle Sinn, die Selbstständigkeit und Entschiedenheit des bürgerlichen arbeitenden Mädchens begeisterten ihn. Er wollte auf die zarteste Weise nachhelfen, wo es in der kleinen Wirthschaft fehlte, wo er einen Mangel spürte. Er wollte eine größere Wohnung, bessere Einrichtung, eine bezahlte Bedienung anschaffen. Hannchen jedoch lehnte Alles entschieden, unerbittlich ab: „Wir müssen Beide bleiben, wie wir sind, Julius; Du darfst mich nicht vornehmer, ich Dich nicht geringer haben wollen", gab das Mädchen auf einen solchen Antrag zur Antwort. „Nur so kann ich Dich lieben und

mich von Dir geliebt wissen, nur so machst Du mich glücklich und froh."

Und in der That, über einen Blumenstrauß durften sich die Aufmerksamkeiten des zärtlichen jungen Mannes nicht versteigen. Manchmal that diese stolze Hartnäckigkeit dem Grafen weh; da sie jedoch nicht zu überwinden war, fügte er sich darein — und es war gut.

Die Mutter des Grafen, die sich ganz in ihren Sohn versenkte, die ihn gewissermaßen durchzufühlen sich bemühte, die ununterbrochen daran arbeitete, seine Welt zu der ihrigen zu machen, die jetzt eben, da sie weniger mit ihm beisammen war, in seine Seele einzudringen suchte, um so dringender ihren Antheil an all seinem innern Leben forderte, die Mutter des Grafen entlockte ihm das Geheimniß seiner Liebe; sie bat ihn flehentlich um sein Vertrauen, und der Sohn gewährte der Mutter die Bitte.

Sie war höchlich überrascht und bestürzt durch die Mittheilung des Jünglings; die hocharistokratische Dame war auf ein solches Verhältniß nicht gefaßt.

„Und wirklich liebst Du dieses Mädchen, Julius?“ frug sie.

„Wirklich, Mutter, sehr, sehr, und ihr treues Herz vergöttert mich. Du kannst Dir nicht denken, was für eine edle, fromme Seele in diesem Mädchen wohnt; wenn sie mich erblickt, lacht die Freude aus ihren Augen, sie weint, sie betet, es ist unbeschreiblich, Mutter.“

Die Gräfin Julia betrachtete mit rührendem Wohlgefallen ihren Sohn und ein unmerkliches Lächeln spielte um ihren Mund; sie erwiderte:

„Das wäre Alles recht schön und angenehm, aber — —“

„Ich weiß was Du sagen willst, liebe Mutter“, fiel hastig der Sohn ein, „sage es darum nicht; sprechen wir gar nicht hierüber. Du hast mein Vertrauen gefordert, ich öffnete Dir mein Herz, Du willst wohl nicht, daß ich meine Offenheit bereue?“

„Gewiß nicht, Julius“, versicherte mit Nachdenken die Gräfin. „Das sollst Du auch nicht“, fügte sie hinzu, denn sie fürchtete sich vor dem Verluste am meisten; „ich wollte Dich

nur wohlmeinend auf gewisse Dinge aufmerksam machen."

„Auf den Unterschied der Stände und dergleichen", versetzte der junge Mann, „ich weiß das Alles sehr gut, wie jeder andere Graf und jede Gräfin."

„Wie sieht sie aus, ist sie auch sehr schön?" frug die Dame, welche diese Antwort, sie falsch deutend, mit voller Zufriedenheit hinnahm.

Nun erfolgte die Schilderung des Mädchens, wie sie eben aus dem beredten Munde eines Liebenden zu erwarten steht. Die Gräfin frug nach der Wohnung der kleinen Familie und beschloß, die Angabe zu benutzen.

„Ich muß sie sehen, die Dich liebt", sagte sie ihrem Sohne, „die Gelegenheit ist, da sie sich mit Handarbeiten beschäftigt, leicht gefunden."

Julius hatte nichts dagegen einzuwenden; er hielt es für überflüssig, seiner Mutter Zartheit aufzubieten, er kannte sie und wußte, daß sie der aristokratischen Plumpheit, die so oft bei adligen Frauen auf Kosten der Weiblichkeit hervortritt, unfähig sei.

„Der Vater darf nichts davon erfahren,“ sagte sie noch warnend ihrem Sohne und der Gegenstand war zwischen ihnen erledigt.

Diese Beichte hatte Julius auf dem Lande bei Gelegenheit eines Besuches in den Osterferien abgelegt. Das Angelegentlichste, was die Gräfin zu thun hatte, als sie nach der Residenz kam, war, die Geliebte ihres Sohnes aufzusuchen. Sie liebte eigentlich das Mädchen schon im Voraus wegen seiner Liebe zu ihrem Sohne. Sie sah das Mädchen; sie begab sich nämlich mit ihrer vertrautesten Zofe in seine Wohnung und bestellte eine Arbeit, mit welcher, wie sie sagte, Jemand überrascht werden solle und die sie daher abzuholen selbst kommen werde. Das erste Zusammentreffen mit der Dürftigkeit, mit dem Mangel an Eleganz, an jener Sitte, welche in den höhern Kreisen durch das Gesetz der Mode festgestellt ist, und oft die Stelle der angebornen Liebenswürdigkeit vertreten muß, war für die Gräfin trotz der gewinnenden Schönheit und Lieblichkeit des Mädchens peinlich. Die Gräfin vermißte das Empfangzimmer, das prachtvolle

Sopha und die Fauteuils, den ganzen Zubehör eines Empfanges. Nach und nach aber, als sie mit dem Mädchen sprach, den wohllautenden, einschmeichelnden Klang ihrer Stimme hörte, als sich vor ihr der gerade Sinn und der Reichthum an Gefühlen aufschloß, da hätte die stolze Aristokratin zugleich lachen und weinen mögen vor Rührung, sie hätte selbst ihren Stand vergessen und das liebe Mädchen umarmen mögen, von dem sie wußte, daß sie ihren Sohn liebe, und drückender wurde ihr jetzt die Zurückhaltung, als die Mesalliance des Herzens ihres Sohnes. Sie mußte schnell und verstohlen eine Thräne aus dem Auge wischen, um sich nicht zu verrathen, als sie das Mädchen, so schlicht und unbefangen über ihre Lage und ihre Verhältnisse, auf die sie gebracht wurde, reden hörte, als sie in der arbeitenden Tochter des Volkes so viel Muth und Selbstbewußtsein, edeln Sinn und Stolz wahrnahm. Die Gräfin ging gerührt, zum Theil sogar befriedigt aus der kleinen Wohnung. Sie hing mit ihrem ganzen Herzen an ihrem Sohne und die Vorurtheile des Herzens sind mächtiger

als alle andern. Die Gräfin ließ sich nach der einen Richtung hin von ihrem Sohne demokratisiren und es fiel ihr gar nicht ein, für diesen Schimpf ihren Ahnen Abbitte zu thun. Die Gräfin kehrte oft wieder und hatte immer neue Bestellungen; sie hatte es versucht, auf irgend eine Weise der holden Arbeiterin mehr zufließen zu lassen, als sie verdiente, allein sie vermochte eben so wenig wie ihr Sohn es durchzusetzen. Hannchen wußte sich die ganz besondere Freundlichkeit und Anhänglichkeit der vornehmen Dame, die sich Gräfin Althof genannt, nicht zu erklären, die sich nach all' ihren Beziehungen auf's Sorgfältigste und Angelegentlichste erkundigte; aber sie fühlte sich zu ihr hingezogen, die Fremde flößte ihr Vertrauen und Liebe ein, wie das von so vieler Herzlichkeit und Theilnahme, mit welcher die Gräfin das Mädchen behandelte, wohl nicht anders zu erwarten stand. Hannchen nahm keinen Anstand, der Zartforschenden auch über ihre Herzensangelegenheit Mittheilungen zu machen, welche die Zuhörerin entzückten. Wie begeistert nahm die Mutter die warmen, zarten

Worte der Liebe auf, die das Mädchen an den abwesenden Geliebten verschwendete, welches Echo fand das Lob, das so voll und reich von ihren Lippen floß! Die Zuhörerin frug immer mehr, um mehr zu hören.

„Ist er denn wirklich so liebenswürdig, dieser junge Mann, überschätzt ihn Ihre Liebe nicht?“ frug die Gräfin.

„Warum würde ich ihn denn lieben und so lieben, wenn er nicht so gut, so mild, so edel wäre. Ich hätte, bevor ich ihn kannte, nicht geglaubt, daß es solche Menschen gibt. Ich kann gar nicht von ihm reden, denn es thut mir zu wohl und fast auch weh.“

„Sie sind ein gutes, braves Mädchen,“ sprach die Gräfin mit nassen Augen und faßte die Hand der Arbeiterin, die sie drückte.

Hannchen sah mit Staunen diese Bewegung der vornehmen Dame und schrieb sie der Erinnerung an eine unglückliche Liebe zu. Die Gräfin besuchte das Mädchen, so oft sie in Wien war, so oft sie nur konnte, und von ihrem Gute aus schrieb sie, um Antwort zu erhalten; sie machte Bestel=

lungen und ließ Fragen mit einfließen, durch welche sie Mittheilungen von Seiten des Mädchens hervorrief. Hannchen erzählte ihrem Geliebten sehr viel von der gutmüthigen vornehmen Dame und Julius ließ das Geheimniß fortbestehen, nur um die Unbefangenheit des Mädchens nicht zu zerstören. So lebten diese drei Wesen in einem seltsam schönen Complott hinter dem Rücken des Grafen. Jetzt besaß die Gräfin Julia ihren Sohn ganz, wie sie es haben wollte; jetzt erst lebte sie nach ihrem Verlangen mit ihm, in ihm, jetzt erst eignete sie sich alle Schwingungen seines Herzens zu.

Diese schöne, zarte Beziehung des jungen Mannes zu einem Weibe, nicht aber Kälte und Stumpfheit war es, welche ihn neben den schimmernden, allerdings reizenden Frauen ruhig, unberührt einhergehen ließ, ohne daß er zu mehr, als zu der gebührenden Höflichkeit gebracht werden konnte, ohne daß er irgend mehr, als einen höchst oberflächlichen Eindruck erfuhr.

Als Julius seine obligaten Studien beendet hatte, wurde es ihm von seinem Vater freigestellt,

in Amt zu treten, oder vorher eine Reise durch das civilisirte Europa zu machen, um die Welt kennen zu lernen. Julius wollte das Mädchen seiner innigen Neigung nicht verlassen, das, wie er wußte, entfernt von ihm unglücklich und trostlos gewesen wäre.

Er blieb, wie groß auch sein Verlangen war, zu reisen, und trat als Ueberzähliger in ein Amt. Er machte dieselben Erfahrungen wie Jeder, der in die bureaukratische Welt Oestreichs trat; er empfand denselben Ekel vor der geordneten, systematischen Niederträchtigkeit, die in der Kanzlei von Staatswegen getrieben und zur Moral erhoben wird. Er selbst fand einen geebneten Weg, denn er war reich, vornehm, von Adel und protegirt.

So verfloß ein Jahr, das mehr der Liebe, als der Arbeit, mehr dem Gefühle, als dem Gedanken, mehr dem innern Frieden, als dem innern Kampfe gewidmet war. Nichtsdestoweniger bildete sich eine Unzufriedenheit mit den politischen und socialen Verhältnissen in dem jungen Manne

aus, die um so größer anwuchs, je deutlicher und klarer er sie aufzufassen in der Lage war. Alle Bitterkeit seines Herzens, aller Groll, aller Mißmuth, die sich anhäuften, wurden versüßt, beschwichtigt, gemildert durch seine Geliebte, durch seine Mutter, die ihm schöne, freundliche Stunden abspinnen halfen.

So verfloß ein Jahr des Beamtenlebens, man zählte 1830, ein finsterer, unheimlicher Gast besuchte die lustige Hauptstadt Oestreichs: die Cholera. Dieser ungebetene Gast suchte sich seine Opfer in Wien zuerst in den Palästen, darauf in den Hütten. Die alte Geschichte von der Schonungslosigkeit des Schicksals wiederholte sich und Hannchen erkrankte. Hannchen, das gute, liebliche Mädchen, die Stütze ihrer Mutter, der Trost und die Erheiterung des Geliebten, wurde von dem zugewanderten Uebel heimgesucht. Julius wachte mit Angst und Bangen an ihrem Krankenlager. Umsonst! die liebende Sorgfalt rettet nicht vom Tode. Das Mädchen starb. O welcher Jammer in der kleinen Wohnung, welche Trauer, welcher Schmerz, welche Verzweiflung!

Die Jugend des Grafen ging mit dem Mädchen zu Grabe. Die alte Uhrmacherswittwe hatte nicht genug Geld, um ihre Tochter anständig begraben zu lassen, denn mit Hilfe ihrer Tochter erwarb sie nur das Nothwendigste. Einen Luxus, wie eine Begräbnißfeier konnte sie nicht bestreiten. Sie mußte sich an Julius wenden. Der junge Graf starrte vor Entsetzen, als die alte Frau weinend das Ansuchen um Unterstützung zur Bestreitung der Todtenfeier ihrer Tochter stellte. Mit der möglichsten Zartheit gab Julius der armen Frau mehr als nöthig war; die Beerdigung fand statt, Julius folgte der Leiche. Es betheiligten sich nur sehr Wenige aus der Nachbarschaft an dem traurigen Akt, es war ja das Begräbniß eines Armen. — Julius leistete dem Mädchen mit ganzer Seele den letzten Dienst, seine Trauer wog die fehlende glänzendste Ceremonie auf. Die ersten Tage nach dem Hinscheiden seiner Geliebten widmete er dem Schmerz. Es war eine stumme, tiefe Trauer, die sich seiner bemächtigte, er blieb einsam, er sprach, er verkehrte in diesen Tagen mit Niemanden. Zwei

Briefe seiner Mutter ließ er unbeantwortet. Die Herablassung und Toleranz der vornehmen Dame dem armen Mädchen gegenüber dünkte ihm jetzt zu wenig, ja eine Beleidigung für das gute, fromme Kind. Jetzt machte sich die Forderung in ihm geltend, daß die Gräfin dem armen Kinde hätte ganz Mutter sein sollen; sich selbst sogar klagte er an, daß er das heilige Bündniß mit diesem trefflichen Wesen geheim gehalten, daß er nicht lieber mit seiner ganzen Familie, mit den Verhältnissen gebrochen, als den Gegenstand seiner Liebe zu erniedrigen, ihm sein ganzes, volles Recht vorzuenthalten. „O welche Macht hat die eingewurzelte, eingeprägte Lüge und Niederträchtigkeit," sagte er sich selber. „Ich bin wie die Andern, eben so lächerlich, so klein und so dumm!" Die Vergangenheit ist aber unverbesserlich, desto größer ist ihre Wirkung auf die Zukunft. Julius konnte das todte Mädchen aus dem Volke nicht wieder beleben, um ihr öffentlich seine Huldigung, sein Herz, seine Hand anzubieten, aber zugeschworen hat er es sich, diesen begangenen Frevel an dem Heiligsten seines Herzens durch Thaten ab-

zubüßen, sich ganz zu reinigen von dem Verbrechen.

Das, was ihm, als er sich von dem ersten heftigsten Schmerz erholt hatte, zuerst klar wurde, war die Nothwendigkeit, sich aus seiner gegenwärtigen Lage zu reißen. Er schrieb seinem Vater, daß er Urlaub zu nehmen und die schon früher ihn vorgeschlagene Reise zu machen wünsche. Der Graf war vollkommen einverstanden, für die Gräfin war die größere Entfernung, in welche sich ihr Sohn begeben wollte, schmerzlich; sie machte aber dennoch keine Einwendung, weil sie von der Zerstreuung der Reise Trost, Linderung für ihn erwartete, dessen Trauer sie sich vorstellte, wenn sie auch keine Klage aus seinem Munde oder seiner Feder vernahm. Julius machte vor seiner Abreise einen Besuch auf dem Gute seiner Eltern, er war verstimmt und unzugänglich; seine Mutter erkannte ihn nicht wieder, sie litt unsäglich. Die innige Verbindung zwischen ihr und ihrem Sohne, das mußte sie wohl fühlen, war abgerissen; sie klopfte vergebens an sein Herz, es blieb ihr verschlossen,

ohne daß sie sich diese Erscheinung zu erklären wußte.

Bald war der junge Graf auf dem Wege nach Frankreich, nach Paris; ausgerüstet mit Empfehlungsschreiben, die ihm den Mittelpunkt des Pariser Lebens zugänglich machen mußten. Er kam im Monat Mai am 15. nach der Hauptstadt Frankreichs und der Civilisation; er gerieth plötzlich in eine außerordentliche politische Bewegung hinein. Die Restauration begann den steilen Weg hinauf zu klimmen, entweder auf die Gefahr hin, sich den jähen Sturz, welcher später erfolgte, zu bereiten, oder blind für diese Gefahr.

Am Tage nach der Ankunft des östreichischen Grafen in Paris, an demselben, der für die Abreise der französischen Kriegsflotte von Toulon nach Algier bestimmt war, wurde die blos suspendirte Kammer gänzlich aufgelöst und von nun an war schwüle Luft, eine drückende Atmosphäre in Paris, ohne daß sich klares Bewußtsein dessen, was das Volk zu erwarten hat oder zu thun gedenkt, aussprach. Julius fühlte, wie in dieser allgemeinen politischen Spannung die

Kraft seiner Seele wuchs, alle Dimensionen des Menschen in ihm sich ausdehnten.

Er gab sich und seine Privatangelegenheiten nach einem kurzen Aufenthalte gänzlich auf und gelangte zu einer großen allgemeinen Stimmung, an der sich ein ganzes Volk betheiligte. Es ist etwas Heiliges, Gewaltiges in der Communikation der Schmerzen und Besorgnisse, in der selbstvergessenen Verbrüderung, in dieser breiten, heftigen Strömung der Volksleidenschaft, die allen Beisatz von Gemeinheit und Erbärmlichkeit, die dem alltäglichen Treiben anhängt, für eine Zeit ausscheidet.

Der plötzlich auflebende Fanatismus und Heroismus des Volkes von Paris, das seinen Hunger vergaß, um sich seiner Rechte anzunehmen und sie sicher zu stellen, faßten die Seele des jungen Grafen und erhoben sie.

Er hatte Empfehlungen an den Marschall Marmont, an den Premierminister Polignac, an den Herzog von Orleans, an den König selbst; er dachte jedoch nicht daran, sie abzugeben, so ganz und gar in Anspruch genommen war er von

dem öffentlichen Leben in Paris, das sich zu seinen Stürmen vorbereitete. Erst als er von dem bevorstehenden Feste des Herzogs von Orleans im Palais royal vernahm, setzte er sich mit diesem Prinzen vermittelst eines Schreibens in Verbindung. Er gehörte zu den geladenen Gästen bei der denkwürdigen Feier des 31. Mai, bei welcher Gelegenheit der gleisnerische Sohn des Philippe Egalité um die Gunst des Volkes und des alten Königs, dessen Thron er zwei Monate später einnahm, zugleich buhlte. Julius sah den gebogenen Rücken und die Miene voll Ergebenheit und Unterthänigkeit des Herzogs von Orleans, als er, mit seiner ganzen Familie an der Treppe aufgestellt, den souveränen Verwandten, den alten Karl X., das zweite königliche Opfer der Revolution in Frankreich, empfing. Er sah die stolze Bürgerschaft neben den Thron gestellt und ihr von einem Thronkandidaten alle Huldigungen darbringen. Die hervorragenden parlamentarischen Talente der Opposition standen den Höflingen und ihrem Oberhaupte entgegen, es maß sich, selbst beim Vergnügen kämpfend,

die Tradition mit der Intelligenz, es war offenbar, daß sich der König nicht behaglich fühlte in der Gesellschaft, der er sich nicht ganz entziehen konnte, wenn er sich auch ausschließlich mit den Prinzen des Hauses und den Pairs von Frankreich aus guter alter Familie und andern Adligen unterhielt.

Der junge Graf sah hier seine Idole, die Gestalten seiner Träume und Begeisterung, die Ritterschaft der neuen, die Ritterschaft der alten Ideen während eines so kurzen Waffenstillstandes, als eben das Vergnügen dauert, anscheinend friedlich zusammen, die Apostel und Märtyrer eines neuen und alten Glaubens. Er sah Lafayette, den adligen Bürgerhelden, die personifizirte Ehrenhaftigkeit, den Mann mit dem reinsten Gewissen, mit der makellosesten Redlichkeit, eine Gestalt für die Schwärmerei der Jugend, für die Liebe der Frauen, für die Anbetung des Volkes, das sich durch glänzende Thaten und Aufopferungen, durch steile Wege kühn verfolgt, durch bedeutungsschwere Schicksale gewinnen läßt, ohne viel zu prüfen, und das einem edelsinnigen Ver-

brecher ein schweres Verbrechen verzeiht; er sah Lafayette, den Ritter der Wahrheit, die er nie erkannt, nie begriffen, für die er aber eingestanden, wo es galt, mit seinem Blut, mit seinem Leben, den Jüngling gebliebenen Greis, die herrliche Menschenerscheinung, die sich schön und unentstellt erhalten in den wilden Stürmen und Leidenschaften, durch die sie geschritten. Julius sah Lafayette, dessen Name ihm das Blut erhitzte, in ihm die Begeisterung wach rief.

Der König unterhielt sich mehr als mit jedem Andern mit einem blassen Manne von schlanker, gestreckter Gestalt, mit geheimnißvollen Augen, mit einer Stirn voll webender Gedanken; es war Chateaubriand, die romantische Seele, die das Licht scheute, weil es auch das Häßliche, Unwürdige, Gemeine beleuchtet; der Dichter, im Halbdunkel des Gedankens hellen Strahl sich durch Poesie verdunkelnd, um glücklicher zu sein. Das schwärmerische Kind des Katholicismus und doch diesen tyrannisirend, um ihn nach seinem eigenen Geschmack zuzurichten, ein hingebender Freund des traditionellen Königthums und von dem

Genie Napoleons, des Sohnes der Revolution, zur Bewunderung, zur Verehrung, zur Anbetung hingerissen.

Der junge Graf sah Polignac, den kühnen, zuversichtlichen Diener des abgelebten Absolutismus, den Marschall Marmont, den Verräther für die Restauration; Lafitte, den edelsinnigsten Kaufmann, der je auf Geldvermehrung speculirt, den heroischen, hochherzigen Banquier voll Treue und Hingebung für das Volk, für Frankreich, für seine Idee, die nicht für ihn selbst berechnet war. Er sah Odilon Barrot, den stämmigen Vertreter des Revolutionsgedankens, den scharfen, schonungslosen Oppositionsmann im Parlament, den populärsten Redner im Club „Aide toi et Dieu t'aidera“, damals „Anarchist“ genannt.

Er sah Thiers, den verschmitzten Journalisten, den unredlichsten und vielleicht begabtesten Mann in Frankreich, in Handhabung von Wort und Schrift von sehr Wenigen übertroffen, gefürchtet, weil von großer Menschenkenntniß und den gemeinen Interessen schmeichelnd. Ein Alltags-

mensch in Bezug auf seine Wünsche und Leidenschaften, ein Auserwählter in Bezug auf seine Begabung. Casimir Perier war da zu sehen, der gallichte Staatsmann mit einem schwachen Herzen und starken Kopfe; unwirsch und dennoch ängstlich, aufbrausend und feig; ungestüm aber ohne Kraft; heftig und kleinmüthig. War auch Beranger zu sehen, der Sänger des französischen Volkes, mit dem weichen, milden Sinn, mit der großen, starken Seele. Dupont de l'Eure war da zu sehen, der unerschütterliche, der ewig freie und Andere noch. Und draußen in den gastfreundlich erschlossenen Gärten das neugierige Volk, um die Männer zu sehen, die es segnete, die es verfluchte.

Dem jungen Oestreicher schwoll das Herz von Begeisterung, von Thatendurst, von Ruhmsucht. Uebrigens fehlten die größten Männer, die Märtyrer ihres Gedankens, die für die Zukunft die Gegenwart hinwarfen und von dem Volke selbst, für das sie wirken und leiden, Anfeindung, Mißachtung erfahren. Die Republikaner waren nicht da, sie verschmähten die Gesellschaft

und wurden von ihr verschmäht, sie verachteten ein Fest, dessen Ertrag hinreichend gewesen wäre, vielen Hungernden da draußen, die dem glänzenden Treiben aus der Ferne zusahen, Brot zu geben. Julius ging wie berauscht umher, Auge und Ohr an Gestalten und Worten weidend.

Das vielberühmte Feuer an dem Fuße der Apollostatue im Garten brach aus und störte das Vergnügen des Festes. Alles gerieth in Verwirrung; man ergriff, wie immer, vom Schreck befallen, umgekehrte Maßregeln, man drängte sich in den Sälen zusammen, man lief dorthin, wo der Gefahr am schwersten zu entgehen war, die Frauen schrien, verzweifelten und flohen. Julius war bemüht mit den andern Männern, die natürlich ganz ruhig und unbefangen blieben, beruhigend, ordnend einzuwirken, den regellosen Strudel aufzuhalten, zurecht zu bringen; es gelang. Mitten in dem Tumult, dem er zu steuern sich bemühte, gewahrte er eine junge Dame, bemüht, eine andere Dame zurückzuhalten, die besinnungslos vor Angst den Flammen zustürzen wollte. Die jüngere Dame hielt sie

mit aller Festigkeit und Besonnenheit auf und führte sie an einen Ort, wo sie in Sicherheit war. Julius faßte trotz seiner Hast und Eilfertigkeit die junge Dame näher ins Auge, sie konnte kaum siebzehn Jahre zählen; ihre Schönheit war blendend, hinreißend und ihre hilfreiche Geschäftigkeit, bei der sich Entschlossenheit und weibliche Grazie in schöner Vereinigung zeigten, erhöhten den Reiz dieser höchst anziehenden Persönlichkeit. Als sie die Dame in Sicherheit gebracht hatte, blieb sie wieder ganz ruhig stehen und betrachtete das eigenthümliche Schauspiel vor sich. —

Julius verschwand im Gedränge, kam aber bald wieder; er trug eine ohnmächtige Frau auf dem Arme, er überlegte nicht lange und übergab sie der Sorgfalt der jungen Heldin, die es sofort übernahm, die erschlafften Lebensgeister der Ohnmächtigen zu wecken. Diese Ohnmächtige war keine Andere, als die Herzogin von Berry. Die Nachricht von diesem Vorfall verbreitete sich rasch mit Vergrößerungen, Entstellungen und Auswüchsen unter den Anwesenden. Die Glieder der königlichen Familie und die Höflinge irrten be-

stürzt umher, um die Schwiegertochter des Königs zu suchen; sie fanden sie, als sie sich unter der Obhut der jungen Dame erholt hatte.

Die Pflegerin hatte der Fürstentochter die Art und Weise, wie sie hierher unter ihre Hände gekommen, erzählt, und diese verlangte, den jungen Retter zu sehen, um ihm zu danken.

Als die volle Beruhigung eingetreten war und nach unangenehmer Unterbrechung die Lust wieder ihren Anfang genommen hatte, wanderte die junge Herzogin, auf den Arm des Dauphin ihres Gatten gestützt, die junge Dame, von der sie zur Besinnung zurückgebracht wurde, an ihrer Seite, durch die weiten, prächtigen Säle, um den jungen Unbekannten aufzusuchen. Sie vermochten ihn unter der großen Menge von zweitausend Gästen nicht zu finden und gaben nach einiger Bemühung ihr Vorhaben auf. Die Mattigkeit und Erschöpfung der Herzogin, vielleicht noch andere Gründe veranlaßten die königliche Familie, sich früher, als das Fest geendet, zurückzuziehen. Dies war bereits geschehen, als die junge muthige Dame, die so unerschrocken in dem Sturme dage-

standen, an dem Arme eines Mannes in vorgerückten Jahren dem Gegenstand des emsigen Suchens, dem Grafen Dippold, begegnete.

„Erlauben Sie, mein Herr," sprach ihn die Dame mit einer liebenswürdigen Freundlichkeit an; „Sie sind mit großer Emsigkeit gesucht worden, aber umsonst."

„Wer konnte mich hier suchen? Ich bin seit zwei Wochen in Paris und also ganz fremd," bemerkte überrascht der Graf.

„Dennoch ist es so — doch ich möchte Sie gerne, bevor ich mich auf weitere Auseinandersetzungen einlasse, meinem Gatten vorstellen. Darf ich Sie bitten, mir dabei behilflich zu sein?"

„Graf Dippold," sprach der junge Mann, sich vorstellend.

„Ah, aus der berühmten östreichischen Familie," fiel der Gatte der jungen Dame ein, „ich kenne Ihren Herrn Vater sehr gut, wir haben uns oft am Hofe zu Wien gesehen; freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich bin Fürst Roben — meine Gattin," fügte er hinzu, auf die junge Dame an seinem Arme deutend; es

erfolgten Verbeugungen, wie es der Gebrauch vorschreibt.

„Wissen Sie, Herr Graf, wer Sie gesucht hat?“ nahm die Dame wieder das Wort.

„Gewiß nicht,“ lautete die Antwort.

„Die Herzogin von Berry, von mir begleitet.“

„Die Herzogin von Berry, mich?“ frug der Graf gleichgiltig.

„Und ich mit ihr, darauf legen Sie ja gar kein Gewicht, ungalanter Graf,“ rief scherzend die Fürstin Roben.

„Daß Sie mich gesucht haben, freut mich sehr und überrascht mich weniger. Denn wir standen in einem gewissen Verkehr, wir kannten uns also gewissermaßen, und Ueberraschung, Fürstin, wirkt mehr als Freude; beim Himmel, es dünkt mir eben so sonderbar, als es mir gleichgiltig ist, daß mich die Frau Herzogin gesucht haben.“

„Es ist eine Ehre, Herr Graf,“ meinte der Fürst.

„Wenn ich mir eine daraus machen will,“ versetzte der junge Graf; „ich begreife nicht — es muß ein Mißverständniß obwalten.“

„Der Zusammenhang ist doch so einfach, so leicht zu finden," erklärte die Fürstin; „die ohnmächtige Dame, die Sie auf Ihrem Arm mir überbracht, war die Herzogin."

„Ach so!" rief Julius aus.

„Und sie wollte Ihnen für den Ritterdienst danken," fuhr die Fürstin fort.

„Den Dank, Dame, begehre ich nicht und verdiene ich nicht, hätte ich ihr sagen müssen, ich habe sie ohne alle Gefahr aufgehoben," erklärte der Graf Dippold, empfahl sich und ging, seine Aufmerksamkeit auf den ihm fremden Geist der Gesellschaft und die Gesellschaft selbst zu richten. „Ein sonderbarer Mensch, dieser Graf," sprach der Fürst Roben zu seiner jungen Gemahlin, als Julius ihren Blicken verschwunden war.

„Ein sonderbarer Graf, dieser Mensch!" verbesserte die Dame.

Julius kam von dieser Feier mit dem festen Vorsatz zurück, ein großer Mann zu werden; für seine Ideen zu opfern, so viel ein Mensch nur opfern kann; ein Washington oder Lafayette zu werden, wenn anders ein rüstiges Streben, eine

treue Hingebung an eine große Sache, Muth, Ausdauer und Unerschütterlichkeit zu solcher Höhe bringen muß, wenn nicht eine besonders günstige Constellation nothwendig, um eine solche Höhe zu erreichen.

V.

Julitage.

Nach einigen Tagen kam ein Herr vom Hofe zu dem östreichischen Grafen, ein Abgesandter der Herzogin von Berry, welche den jungen Mann um einen Besuch bitten ließ. Julius versprach in sehr höflichen Worten, zu der von der vornehmen Dame festgesetzten Stunde zu kommen.

Der König selbst, sowie der Dauphin, waren bei dem Empfange des jungen Mannes anwesend, und von allen Dreien wurde die größte Erkenntlichkeit und Dankbarkeit an den Tag gelegt. Julius wurde mit Lob und schmeichelhaften Worten überschüttet.

„Sie müssen sich etwas von meiner königlichen Huld erbitten," sprach Karl X. im mildesten Tone, in dem je ein König gesprochen.

„Diese Auszeichnung, Sire," antwortete Julius, „überbietet bei weitem mein Verdienst."

„Sprechen Sie, sprechen Sie, Herr Graf," ermunterte die Herzogin.

„Es ist mir unmöglich, mehr zu verlangen, Madame, als die Fortdauer Ihres Wohlwollens; denn ich brauche nichts weiter."

Der König machte ein ernstes Gesicht, die Höflinge zeigten Ueberraschung und Erstaunen darüber, daß ein östreichischer Graf den Antrag des Königs von Frankreich zurückweise, ja gewissermaßen mit einem erbaulichen Phlegma übergehe. Julius bemerkte die üble Wirkung seiner Weigerung und versetzte, zum König gewandt: „Verleihen Sie mir, Sire, was Sie wollen, Alles werde ich als eine außerordentliche Gnade betrachten, die ich nicht verdiene."

Die Gesichter der Höflinge kehrten wieder in die alte Gefälligkeit zurück, denn der König blickte wieder freundlicher, als er sprach: „Sie

sind Einer aus dem Volke der Getreuen, auf das Ihr Fürst jeder Zeit zählen konnte und zählen kann. Nehmen Sie diesen Ring als Andenken von mir und erinnern Sie sich stets, daß Sie Karl X. einen Dienst geleistet."

Julius verbeugte sich tief, als er den Ring aus der Hand des Königs empfing. Hierauf wurde er in Gnaden entlassen.

Julius steckte den schimmernden Brillantenring an seinen Finger; er nahm sich neben dem unscheinbaren Ringelchen, das er von Hannchen zu seinem Namenstage erhalten hatte, sehr stolz und glänzend aus, gerade wie die müßigen vornehmen Damen neben dem von Arbeit müden, gedrückten Kinde aus dem Volke. Mit einer tiefen Trauer betrachtete der junge Graf den Contrast an seiner Hand.

Die prunkende Herrlichkeit, die er so eben gesehen, diesen fabelhaften Glanz, er konnte sie nicht begreifen, in einem Lande bei einem Volke, welches seine Revolutionen von 89 und 93 durchgemacht, und in der That kam ihm das, was er so eben gesehen und erlebt, wie lügenhafter

Schatten vor, als er dahinschritt durch die Straßen von Paris und die kühnen Blicke, das Selbstbewußtsein und das Selbstvertrauen an jedem Einzelnen bemerkte, als er die aufgeregte Menge mit den raschen, höhnischen Aeußerungen, mit der entschlossenen Haltung, mit dem unbefangenen, gerechten Urtheil hintoben sah, sorglos, aus Verzweiflung unzufrieden, weil vom Geiste der Erkenntniß durchdrungen und von tausend Zweifeln heimgesucht.

Julius lebte fast nur auf den Straßen, auf öffentlichen Plätzen, ganz und gar ungekannt, er suchte keine Verbindungen, weil ihm das öffentliche Leben in Paris, wie es der Zeit auftrat, des Seltsamen und Interessanten so viel bot, daß es ihn vorläufig hinreichend beschäftigte.

Welchen Tumult von Leidenschaften hatte er auch Gelegenheit, unter dieser stürmischen, beweglichen Bevölkerung zu beobachten, welches wilde Drängen von Gedanken, durch die unerbittliche Presse als Gährungsstoff hineingeschleudert in diesen bodenlosen Ocean, welch ein Kampf zwischen Glauben und Mißtrauen, zwi-

schen flammenden Wünschen und kühler Zufriedenheit, zwischen Begeisterung und Nüchternheit, zwischen dem Bangen und der Hoffnung.

Es war um diese Zeit, wie schon erwähnt, daß der Nachfolger Ludwig XVI. auf den Thron von Frankreich ein Stückchen Ludwig XIV. oder ein Stückchen Napoleon Bonnaparte spielen wollte; er ging mit dem Plane um und führte ihn aus, den Franzosen ein Stück Gloire hinzuwerfen: um ihnen, während sie daran zehrten, das Netz über den Nacken zu winden. Die Expedition nach Algier, dieser politische Kreuzzug, wurde trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse unternommen und von dem Kriegsminister Bourmont selbst geführt. In der ungeheuern Spannung und Aufregung vernahm das Pariser Volk die Nachricht von der Landung der Franzosen in Algier. Hundert Kanonenschüsse donnerten zur Feier dieses Ereignisses. Der Hof wollte die Freude, oder besser den Taumel des Volkes erzwingen und zeigte durch die übertriebensten Demonstrationen eine begeisterte Stimmung. Das Mittel schlug fehl. Die Führer

der Opposition und noch mehr die beglaubigten Volkstribunen schlugen das Aufflammen der Freude nieder. Der handeltreibende Bürger liebt keine Großthaten, weil sie ihn erschrecken, er liebt nicht den Krieg, dessen Grenzen unabsehbar, und opfert lieber die Ehre, die er nicht zu berechnen versteht, dem Frieden. Also auch der industrielle Besitzer war unzufrieden. Die Presse rief von der Zinne herab, auf der sie für die Freiheit Wache hielt, dem Volke ein gellendes „Habt Acht!" entgegen und das Volk blieb aufmerksam und gespannt. Die Leidenschaften wurden durch die Nachricht von der Landung der Franzosen gesteigert anstatt besänftigt, weil sie noch mehr Zündstoff fanden. Jeder war ängstlich, denn die Erwartung der Gefahr macht auch den Kühnsten bange. Die Stimmung des Volkes war gereizt bis auf's Aeußerste.

Julius, Anfangs Beobachter, Bewunderer, wurde nach und nach, ohne daß er es selbst wußte, Theilnehmer an diesen Aufregungen und Zuckungen. Eine ängstliche Erwartung bemächtigte sich seiner, wie die des Pariser Volkes war,

und er lebte in dem einen Gedanken, was geschehen, wie es enden werde. Alle sonstigen Interessen wichen von ihm zurück.

Am 26. Juli erschienen plötzlich die halb geahnten, halb erwarteten, von dunkeln Gerüchten prophezeiten Ordonnanzen, welche die Verfassung des Landes suspendirten.

Dem Volke von Paris fiel ein Stein vom Herzen, denn die Gefahr stand nicht mehr verhüllt, unfaßbar im Hintergrunde, sondern sie war leibhaftig da, greifbar genau zu ermessen, es war Alles klar. Nun galt es, sich zu prüfen, sich zu entscheiden, zu handeln.

Julius athmete auf, er war des Kampfes gewärtig; er sah sich nicht um nach Umständen und Verhältnissen, er sah nicht neben sich, er prüfte nicht lange, es wurde die Angelegenheit des französischen Volkes zu der seines Herzens, seiner Leidenschaft, ohne daß er sie systematisch dazu gemacht hätte; er wurde fortgerissen von dem Moment, von dem großen Gedanken der werdenden Bewegung. Als am 26. Juli des

Morgens die kleine Florette, die Tochter des Portier in dem Hause des Faubourg St. Germain, wo Julius wohnte, rasch in die Stube des Grafen mit dem „Moniteur" trat und rief: „Da lesen Sie, Monsieur, die Verfassung ist suspendirt," sprang der junge Mann wie von einem elektrischen Schlage getroffen von seinem Sitze empor. Das Mädchen blieb an der Thür stehen, ohne daß er ihrer weiter achtete. Er las, und als er gelesen hatte, griff er hastig nach seinem herrlichen Schießgewehr, das er nach der Sitte des Adels stets mit sich führte, und das jetzt vernachlässigt und ungebraucht in einem Winkel der Stube stand. Er prüfte mit Sorgfalt Schloß und Lauf, um zu sehen, ob Alles in gutem Stande sei; er schien mit dem Ergebniß zufrieden und stellte das Gewehr an seinen frühern Platz. Hierauf untersuchte er seinen Vorrath an Munition. Kugeln und Pulver waren im besten Zustande und in hinreichender Quantität. Er legte in seiner Jägertasche alles Nöthige gehörig zusammen.

„Ich bitte um das Journal," sprach das

Mädchen, das so lange gewartet und ihn aufmerksam betrachtet hatte.

„Ach verzeihen Sie, Mademoiselle Florette, ich habe Sie ganz vergessen."

„Hat nichts zu sagen, Monsieur, Sie hatten was Besseres zu thun." Sie entfernte sich mit den Blättern. Julius vertauschte den Schlafrock gegen einen andern Anzug und stieg hinab in die Straßen von Paris, ein unbekannter, fremder, eigentlich alleinstehender Mann. Es herrschte eine dumpfe, drückende Ruhe. Schweigend gingen die Leute an einander vorüber. Die gewöhnliche Lebhaftigkeit hatte einem stillen Brüten, einem geheimen Ingrimm Platz gemacht.

Im Palais royal fand der Graf Massen Volkes, um junge Redner gesammelt, die von Stühlen herab, wie 41 Jahre früher Camilles Desmoulins, der rasende Spaßvogel der großen Revolution, durch zündende Worte zu entflammen suchten und auch entflammten. Sie lasen dem Volke die Ordonnanzen des Königs aus dem Moniteur mit lauter Stimme vor; eine wirksame Maßregel.

Julius bemerkte unter den zuhörenden Schaaren ein beschleunigtes Athmen, blitzende Augen und geballte Fäuste. Dasselbe konnte man an ihm selbst bemerken.

Der Tag verging, ohne daß etwas Anderes vorfiel, als daß Versammlungen und Zusammenkünfte gehalten wurden, daß die Journalisten die denkwürdige Protestation beriethen und unterzeichneten. Allenthalben hörte man von Waffen, von bewaffnetem Widerstande reden und die heftigsten Ausbrüche der Entrüstung gegen die Regierung. Der Tag verging.

Julius war in keine Versammlung gegangen und hatte an keiner Berathung Theil genommen, er war nicht zufrieden mit der Stimmung des Volkes, er hatte sie sich aufbrausender gedacht und für den ersten Augenblick eine Explosion erwartet. Es kam die Nacht und er ging nach Hause, getäuscht in seinem Vertrauen auf den Heldenmuth eines großen, starken, seiner Kraft und seines Rechtes sich bewußten Volkes, empört über das offenbare und anerkannte Unrecht und über die, wenn auch nur augenblick-

liche Hinnahme desselben. Sein Schlaf war gestört und unterbrochen durch die Wallungen des Blutes und der Seele.

Und als der Morgen angebrochen war, stieg er wieder hinunter in die Straßen von Paris. Doch sah es ganz anders aus als den Tag zuvor. Von allen Seiten drang der donnernde Ruf an sein Ohr: „Vive la charte!“ In allen Straßen fand er Redner, welche Bänke oder Stühle zu Tribünen erhoben und das Volk zum Aufruhr aufforderten. Studenten, die Träger des Gedankens und der Jugend, hatten ihr Quartier latin verlassen und brausten durch die Straßen hin mit dem donnernden Rufe: „Vive la charte!“

Das Volk war hingerissen, fanatisirt. Unwillen und Begeisterung traten in die Züge der Männer in Blousen, und wie ein Sturm erhob sich aus der Menge der Ruf: „Vive la charte!“

Die meisten Arbeiter aus den Druckereien waren entlassen, entlassen von ihren Herren mit dem fürchterlichen Worte, drohender als jede Mahnung zum Kampfe: „Wir können Euch kein

Brot mehr geben." Diese Schaar war arm und nackt auf die Straße gesetzt und sie schrieen, daß es dröhnte, daß die Tuilerien erbebten: „Vive la charte!"

Der Enthusiasmus fing an unter den Einwohnern von Paris die gefährliche Verbrüderung zu stiften, vor welcher die Throne sinken und die Kronen fallen. Mit Jedem, den man traf, war man vertraut; man theilte ihm von der eigenen Entschlossenheit und Entrüstung etwas mit, man schüttelte sich mit überwallender Heftigkeit die Hände, glühende Blicke des Einverständnisses wurden gewechselt, Worte der Uebereinstimmung gesprochen. Tausenderlei Gerüchte vergrößerten die Unruhe, das Bangen und die Wuth.

Eine Kunde, geeignet, das französische Volk, wenn es im tiefsten Schlafe gelegen wäre, aufzurütteln, zur Wildheit emporzureißen, kam aus dem Palaste zu St. Cloud, wo der König wohnte, und machte ihren Weg durch Paris; sie drang in alle Hütten, in alle Häuser, in alle Höhen, in alle Tiefen der Gesellschaft; die Kunde, daß Marmont, der Herzog von Ragusa, zum Be-

fehlshaber über die Truppen von Paris ernannt worden sei. Marmont war die incarnirte Erinnerung an die Schmach und Entwürdigung Frankreichs. Marmont wurde von dem französischen Volke als der leibhaftige Verrath an der französischen Ehre, an dem französischen Ruhme betrachtet, und es konnte diesen verabscheuten Namen nie nennen hören, ohne an die Kosacken zu denken, die mit dem Wasser der Seine ihre Pferde getränkt, und in Verfolgung dieses Gedankens kam es darauf, wie und durch welche Mittel die Bourbons wieder auf den Thron gelangt. Die Nachricht von dieser Ernennung goß Oel ins Feuer. Die aufgefrischte Beschämung stachelte den Volksgeist und machte sich Luft in dem Rufe: „Vive la charte!"

Das Ministerium erließ Haftbefehle gegen die protestirenden Journalisten und verordnete, daß die Pressen der widerspenstigen Journale mit Beschlag belegt würden.

Die denkwürdige Scene in der Rue Richelieu hatte Statt, wohin Gensd'armerie anrückte, um

die Pressen des „Temps“ zu confisciren. Ein Schlosser, der die Thüren der Druckerei schließen sollte, zog sich sogleich zurück, als ihm Herr Baude, Eigenthümer der Druckerei, entgegengetreten war und ihm mit lauter Stimme aus dem Code den Artikel des Gesetzes vorgelesen hatte, der den gewaltsamen Einbruch mit Strafe belegt. Ein zweiter wurde gerufen, aber Einer aus dem Volke hatte ihm unter Lachen der Menge die Werkzeuge abgenommen. Endlich mußte man zu dem Schlosser die Zuflucht nehmen, welcher mit der Fertigung der Ketten für die Galeerensclaven betraut ist und welcher mit der Regierung nicht brechen wollte, um das einträgliche Geschäft nicht einzubüßen. Ein Murren unter der umstehenden Menge, das eine Stimmung schlimmer Art verrieth, ließ sich vernehmen, als an das Werk der Tyrannei geschritten wurde. Indeß war von dem Volke eine ruhige, wenn auch unerschrockene Haltung beibehalten. Die Empörung, das sah Jeder deutlich, hatte begonnen. Julius sah das Alles, betheiligte sich an dem Allen, er lachte und höhnte mit dem

Volke, er zürnte und murrte mit ihm, er stimmte mit ein in den Ruf: „Vive la charte!“

Der Aufruhr brach los, er war nicht zu halten, weder von den Vorsichtigen, noch von den Feigen, noch von den Feindlichen. — Flintenschüsse knallten durch die Straßen, Blut floß; wenn es auch wenig war, so reichte es doch hin, die Wuth und die Rache zum Aeußersten zu drängen. Eine Barrikade wurde in der Nähe vom Théâtre français errichtet, wieder zwei andere Barrikaden durchschnitten die Straße St.-Honoré, sie wurden von Soldaten angegriffen und vom Volke vertheidigt. Einige Waffenläden wurden geplündert. Jeder aus dem Volke war irgendwie bewaffnet. Julius ging, sein Gewehr zu holen.

„Das Recht beginnt um seine Schlacht zu kämpfen!“ rief er, „ich segne das Schicksal dafür, daß es mich diesen Tag der Glorie erleben ließ; ein Tag der Glorie für die Menschheit, für die Gottheit. Der Gedanke feiert endlich seine Triumphe, die Forschung und die Wahrheit beweisen endlich ihre Machtvollkommenheit

der Dummheit, Verblendung und dem Vorurtheil gegenüber. Ein großes neues Geschlecht gestaltet eine große neue Welt, und ich will das volle innere Recht haben, ihr Bürger zu sein."

Als er mit seiner Waffe die Treppe herunter kam, fand er die Tochter des Portier, wie sie ihrem Bruder, einem Knaben von sechzehn Jahren, der bis an die Zähne abenteuerlich bewaffnet war, das Geleite gab.

„Kämpfe gut, Jean, hörst Du, suche den Vater, wenn es Dich nicht stört, und kämpfe an seiner Seite."

„Vive la charte, vive la charte!" schrie der Knabe und stürzte fort.

„Halt, halt!" rief ihm Julius nach, „warten Sie!" Der Knabe sah sich um und wartete.

„Ach, das ist brav, Monsieur, daß Sie auch dabei sind," rief das Mädchen dem Grafen zu; „ich habe es gewußt, daß Sie so thun werden. Gott schütze Sie und lasse Ihre Kugeln gut treffen." Sie reichte dem Grafen die Hand und drückte sie convulsivisch wie mit der Hast und Lebhaftigkeit der Liebe. Er entfernte sich mit

Jean. Es war Abend geworden. Sie begaben sich auf den Platz des Palais royal, wo Gensd'armen aufgestellt waren. Da erschienen einige Männer mit finstern, trotzigen Gesichtern. Die Todesverachtung stand auf ihren Stirnen gezeichnet und wer sie sah, der sagte zu sich selbst: „Die sind furchtbar!" Sie gingen miteinander, eine kleine Schaar, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Die Menge machte ihnen Platz, sobald sie durch wollten. Endlich nahm einer von diesen finstern, schweigsamen Männern das Wort:

„Was steht Ihr ruhig und scheut Euch und wartet? Seht Ihr nicht die Gensd'armen, die gekauften Knechte der Gewalt, die Euch zu knebeln bereit sind? Nieder mit ihnen, wenn Ihr nicht selber Knechte sein wollt oder gar schon seid!"

Der Redner bückte sich, hob einen Stein auf und warf mit der größten Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit nach dem Führer der Gensd'armen. Zahllose Steine flogen sogleich nach den Bewaffneten; diese aber ließen es ruhig geschehen und erwiderten den Angriff nicht.

Die Straße St. Denis, wohin sich die beiden jungen Leute begaben, war vollgedrängt mit bewaffneten Männern aus dem Volke. Soldaten rückten an.

„Es lebe die Linie!" scholl es aus dem Munde der Menge, und die Soldaten waren unschlüssig; in ihren Blicken zeigte sich Freundlichkeit und Trauer.

Schöne reizende Frauen in eleganter Kleidung standen mit thränenden Augen an den Fenstern der Häuser, sie schwangen weiße Tücher und riefen den Soldaten zu: „Franzosen, thut dem Volke nichts zu Leide, das für Gesetz und Recht sterben will!" Indessen entbrannte der Kampf an verschiedenen Seiten; die eigentliche Tragödie auf dieses Vorspiel war unvermeidlich.

Der Tag verlosch, dies irae, dies illa. Das Dunkel zog nach und nach über die blutigen Spuren herauf, die er zurückgelassen; aber es konnte sie nicht verwischen, nicht vergessen machen; sie wurden von dem in seinem heiligsten Rechte angetasteten Volke fort und fort gesehen.

Julius und sein junger Freund gingen von Straße zu Straße, um einen ernsten Kampf zu suchen, an dem sie sich betheiligen könnten. Es waren blos Plänkeleien, blos ein blutiges Präludiren; sie thaten an dem Tage keinen Schuß.

Es war schon sehr dunkel, als sie auf dem Quai de l'Ecole ankamen. Eine große Masse Volkes stand weithin längs der Brustwehr. Nun erschien ein Mann unter ihnen, die dreifarbige Fahne, das Symbol einer großen, ruhm- und thatenreichen Vergangenheit schwingend, das seit funfzehn Jahren nicht gesehen worden. Die tiefste Ehrfurcht vor diesem wunderbaren Zeichen gab sich in einem ernsten Schweigen kund. Einige Greise entblößten ihre grauen Häupter, die Jüngern folgten hingerissen unbewußt diesem Beispiele.

Eine seltsame Prozession kam den zwei jungen Leuten, als sie diesen Platz verließen, entgegen. Unter wüthendem Rachegeschrei und Hohngelächter wurde ein Leichnam von einem Schwarm Volkes durch die Straßen von Paris getragen.

„Wieder eine königliche Ordonnanz!" schrieen die Träger des Leichnams, indem sie ihn überall herumzeigten. Der Zug wuchs immer mehr und mehr an, er schwoll zu einer unabsehbaren Größe, und als er an die Boulevards kam und die andern Plätze, wo Militär aufgestellt war, erscholl es drohend durch die Stadt hin: „Nieder mit den Mördern, nieder mit den Tyrannen, nieder mit den Verräthern!"

Der kleine Jean sprach zu seinem Kameraden: „Gehen wir jetzt nach Hause, Monsieur, es ist Nacht; es fällt nichts mehr vor. Morgen werden wir zu thun bekommen, dafür stehe ich Ihnen gut." Beide schritten sofort ihrer Wohnung zu. Die kleine Florette wartete am Eingang in das Haus, und als sie ihrer ansichtig wurde, sprang sie ihnen mit dem Ausdruck der lebhaftesten Freude entgegen; sie umarmte ihren Bruder, sie umarmte den Fremden.

„Gott sei Dank!" rief sie.

„Morgen wird es schon gefährlicher, Florette; freue Dich nicht zu früh; es ist auch sehr schön, wenn man fällt für so Etwas; das ist

doch noch mehr, als zur Garde des Kaisers gehört zu haben," sprach Jean.

Julius grüßte die Geschwister und stieg empor in seine Wohnung; er war müde, er gab sich mit der größten Bereitwilligkeit dem Schlaf und der Ruhe hin. Paris schlief nicht viel und nicht sehr ruhig in dieser Nacht. Die Straßen waren schon sehr frühe belebt. Julius und der kleine Jean fanden sich wieder zusammen des Morgens und als sie heraustraten, fanden sie die Straßen der Stadt bereits überschwemmt; es dauerte nicht lange, so standen die Jugend und die Armuth, jene mit ihrer Begeisterung, diese mit ihrer Verzweifelung, im Feuer. Die Tricolore war entfaltet, sie flatterte auf allen Seiten; die Trommeln wirbelten durch das Geschrei der Kämpfenden, die Glocken tönten von den Thürmen; es stürmte der Kampf.

Ein Schüler der polytechnischen Schule hatte zuerst den Ruf erhoben: „Nieder mit den Bourbons!" und ein tausendfaches Echo antwortete ihm.

Das Volk stürzte sich den Soldaten entge-

gen mit einer Todesverachtung, mit einem Heldenmuth, wie es in Märchen von den ausgezeichneten, bevorzugten Geschlechtern erzählt wird. Julius überwand die erste Todesfurcht; er befand sich gegenüber der Brücke, vor welcher die königliche Garde die plötzlich demaskirten zwei Kanonen spielen ließ. Rings um ihn fegte der Tod. Enarras, der unerschrockene Polytechniker, stand neben ihm, Jean stand auch dabei. Alle drei suchten sich an Kaltblütigkeit zu überbieten.

Auch an der Barrikade in der Straße Mandar waren Julius und seine Begleiter. Das Blut der Gefallenen aus dem Volke benetzte seine Kleider, er selbst bekam nur eine leichte Streifwunde an dem linken Arme, die keine weitern Folgen hatte, als daß er sich für eine halbe Stunde dem Gefechte entziehen mußte, um sich die blutende Wunde verbinden zu lassen. Jean hatte ihn zu diesem Zweck in ein nah gelegenes Haus gebracht; eine junge Frau versah auf die zarteste Weise das Geschäft; sie und ihre Umgebung aus Frauen und Mädchen bestehend betrachteten

mit Wärme, mit Theilnahme den jungen verwundeten Ritter. Die beiden Gefährten hielten sich nach Beendigung dieses Verbandes nicht lange auf und eilten dem Stadthause zu, mit dessen Belagerung sich das Volk sehr eifrig beschäftigte. Erst als die tiefe Nacht hereingebrochen war, endete das fürchterliche, fast unerhörte Blutvergießen, aber nur, um den andern Tag, den 29. Juli, aufs Neue zu beginnen. Das Volk wollte siegen oder fallen, und wenn ein Volk siegen oder fallen will, so siegt es.

Die Männer des Volkes, auszuharren entschlossen, ließen auch den andern Tag nicht lange auf sich warten und gleich am Morgen brach es los. Es wurden Kugeln gegossen für das Volk und Patronen gemacht. Die Zöglinge der polytechnischen Schule vertheilten sich als Führer verschiedener Abtheilungen. Julius und Jean standen unter Enarras und rückten vor die Babylonkaserne, welche von den Schweizern mit ungeheuerer Bravour und Ausdauer vertheidigt wurde. Jean, ein praktischer Junge, kam auf den Einfall, Stroh vor das Thor der Kaserne

zu tragen und es anzuzünden. Das half. Die Schweizer verließen die Kaserne und flohen. Jean wurde von dem Volke im Triumphe getragen. Viele Truppen folgten dem Zuge des Herzens und der Ueberzeugung und gingen zum Volke über, und die es nicht thaten, wurden hart gedrängt. Man zog gegen die Tuilerien. Schon war der Palast der Könige, der Louvre, den das Militär als Festung benützte, in den Händen des Volkes. Die Menge, die den Louvre erstürmt hatte, stürzte sich durch die lange Galerie des Museums nach dem Palaste der Tuilerien. Die königliche Wohnung war bald von den Parisern besetzt. Thomas und Jaubert pflanzten unter dem stürmischen Jubel des Volkes die Tricolore auf den Giebel des Daches. Einer der Kämpfer öffnete dem General Bertrand ein Thor des Gartens, und weinend betrat der treue Genosse des Kaisers auf Helena den Olympos, von dem herab sein fürchterlicher Gott geherrscht und gedonnert.

Drei Compagnien Garderegimenter wurden in der Uebereilung des Rückzuges in der Straße

Rohan vergessen. Sie hielten das Haus eines Hutmachers unweit vom Theater Français besetzt. Sie gaben aus allen Fenstern auf die vorbeiziehenden und angreifenden Insurgenten Feuer, daß erst nach einem mörderischen Kampfe das Haus genommen wurde. Unter den schwer Verwundeten war Julius. Jean hatte eine leichtere Wunde bekommen und blutete heftig.

Der Graf war besinnungslos hingesunken und sein Gefährte war bemüht, mitten im Kugelregen ihn aufzuheben, er vermochte es nicht, seine Kraft reichte nicht hin dieses Vorhaben auszuführen; da bemerkten einige der Kämpfenden seine vergebliche Bemühung und sprangen herbei; als sie den Knaben auf das Blut, das aus seiner eignen Wunde floß, aufmerksam machten, versetzte dieser lächelnd: „das ist ein Aderlaß, und sehr zuträglich in dieser Jahreszeit." Als das Haus erstürmt war, wurde Julius nach Hause getragen und durch die Hilfe eines Arztes zum Leben zurückgebracht. Allein er war vom Schmerz und Blutverlust so matt, daß er nicht sprechen konnte und seiner Sinne

nicht Meister war. Der Arzt erklärte die Wunde, die sich an der rechten Seite befand, nachdem er sie untersucht hatte, für gefährlich und das Aufkommen des Patrioten für zweifelhaft. Die beiden Diener des Grafen waren im Kampfe gefallen. Florette und Jean übernahmen die Pflege des Kranken; sie wachten an seinem Lager, sie verwandten alle nur denkliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf ihn.

Der Kampf zwischen den jugendlichen Kräften des Grafen, verbunden mit der Kunst des Arztes auf der einen, der Krankheit auf der andern Seite dauerte lange, aber endlich überwanden erstere. Der Arzt erklärte den Kranken nach vierzehn Tagen außer Gefahr. Florette und Jean freuten sich über alle Maßen. Aber es waren diese Beiden nicht etwa die Einzigen, welche an dem Schicksal des fremden jungen Mannes Theil nahmen. Viele Freunde und Bekannte des Portier, Frauen verschiedenen Standes und Alters aus der Nachbarschaft, Bürger und Arbeiter besuchten den Grafen, dessen Ruhm und Preis der kleine Jean durch alle

Straßen trug; erkundigten sich täglich nach seinem Befinden, boten Erquickungen oder sonst Hilfe an. Es mußte bekannt worden sein, und es machte so ziemlich die Runde unter den Freiheitskämpfern und Revolutionsmännern zu Paris, daß ein Fremder, daß ein östreichischer Graf für die Sache des Volkes, wie man sie damals nannte, auch mit seinem Blute und Leben eingestanden und schwer verwundet worden.

Herr Baroche, der Neffe Lafitt's, hatte von dem merkwürdigen Fall gehört, ihn seinem Onkel mitgetheilt und ihn somit unter den Führern der Bewegung, den Häuptern des neuen französischen Staates bekannt gemacht.

Als die Sinne des Kranken wieder Klarheit gewonnen, und das geschah erst nach sieben Tagen, war ein Thron gestürzt und ein neuer errichtet, war Karl X. vom französischen Boden verschwunden und Ludwig Orleans König der Franzosen. Alles war sehr glänzend und verheißend in Paris. Aber Julius war gar nicht überrascht; denn so hatte er es erwartet; er war mit den Er-

eignissen vollkommen zufrieden, eben so wie es Jean, Florette und der Portier waren, welche mit Stolz behaupteten: „Wir haben nun einen König, wie wir ihn wollen, den wir uns gemacht haben und der uns nicht von den Russen und Oestreichern aufgedrungen wurde. Julius meinte, es sei nichts zu wünschen übrig, wenn ein Volk dahin gelangt ist, sich selbst sein Schicksal zu bereiten. Das „Wie?“ sei gleichgiltig. Natürlich mußte er so denken, er war krank und sinnesabwesend, konnte nicht beobachten, wer das Volk sei, das über die Zukunft Frankreichs entschieden, wer das Volk sei, das sich zum Schicksal Frankreichs gemacht.

Julius erhielt von den hervorragendsten Männern jener Zeit Besuche, und ob sie gleich damals von den Staatsgeschäften in Anspruch genommen, mit der Gründung einer neuen Regierung, mit großen und kleinen Interessen, mit sich und Andern beschäftigt waren, entledigten sie sich doch mit französischer Liebenswürdigkeit der Pflicht der Gastfreundschaft und zeigten durch die besondere Theilnahme an dem jungen Mann

ihre Ehrfurcht vor der Revolution, wie vor der Menschlichkeit.

Als Karl X. von der Hand der Revolution getroffen, von dem Throne sank, da krochen sie alle hervor aus ihren Verstecken und Hinterhalten, die zaghaften Industrieritter mit dem großen Ehrgeiz und kleinen Muth, die engherzigen Vertreter jenes Bürgerthums, das nie wagt und immer gewinnen will, das nie kämpft und doch Siege feiert, das keinen andern Maßstab für die Größe einer That kennt, als seinen Erfolg, und diesem allein huldigt; nun kamen sie und schlossen sich den Siegreichen an und stachen nach dem gefallenen Königthum, wie Falstaff nach dem schon getödteten Heißsporn.

Auch Lafayette kam, um dem jungen Helden seine Anerkennung zu beweisen, kam Lafitte, der Hauptgründer der neuen Dynastie, kam Thiers, der sich auf gesetzlichen Widerstand beschränken wollte, Casimir Perier, der seine Hände so lange in Unschuld wusch, bis es nicht mehr gefährlich war schuldig zu sein, der für den legitimen Thron gewirkt, so lange dieser noch Blitze zu schleudern hatte.

Dupin der ältere, der aus den Versammlungen der Deputirten davon lief, als es den Anschein gewann, man könnte einen kühnen Entschluß fassen, und am 29. Juli, als die Revolution den Louvre und die Tuilerien genommen hatte und sich das Königthum unter ihren Fußtritt wand, unweit der Straße „Chaussée d' Antin" voll Enthusiasmus das Volk von jedem Vergleich mit dem König abmahnte; Odilon Barrot, der auf dem Stadthause die denkwürdigen Worte gesprochen: „Der Herzog von Orleans ist die beste Republik."

Kam Talleyrand, der mit allen Systemen, mit allen Wendungen der Dinge Frieden machte, sobald sie das Recht des Bestandes nachgewiesen hatten, der am 29., als er hörte, daß sich die Truppen zurückziehen und von dem Volke verfolgt werden, zu Herrn Kayser, der ihm diese Mittheilung machte, feierlichen Tones sprach, indem er nach der Uhr sah: „Notiren Sie, daß am 29. Juli 1830, fünf Minuten über 12 Uhr Mittags, der ältere Zweig der Bourbons über Frankreich zu regieren aufgehört hat."

Kamen auch die Republikaner, die uneigennützigen, selbstvergessenen, die überlisteten Sieger Degousé, Mauguin, Teste, Bastide, Puisraveau rc. überlistet durch die treulosen, verkappten Kampfgenossen.

Was war sie reizend, die Reconvalescenz des östreichischen Grafen, der sich umgeben sah von den Bildern seiner Träume und Bewunderung, zu denen er jetzt mit gehörte, an die er sich jetzt selbst gereiht.

Am Häufigsten bekam Julius Besuche von einer jungen Dame, und zwar von derselben, die ihm am 28. die Wunde verbunden. Sie war ganz Besorgniß und Aufmerksamkeit, sie war unermüdlich in Darlegung von Theilnahme für den jungen Freiheitskämpfer, so zwar, daß Florette zu ihrem Bruder sagte: „Glaube mir, Jean, es ist nicht bloßer Patriotismus, der die schöne Frau hierher ruft," und Jean darauf zur Antwort gab: „Natürlich, sie liebt den jungen Fremden. Sie hat Recht!"

Julius sowohl als seine beiden Wärter erschöpften sich in Vermuthungen über die Stel-

lung und die Verhältnisse dieser jungen Dame, bis endlich durch Jean einiges Licht in dieser Sache gewonnen wurde. Er kam von einer seiner Straßenwanderungen, die er zu machen pflegte, nach Hause und rief: „Ich habe es endlich heraus, wer sie ist.“ „Nun wer?“ frug Florette und Julius zugleich. Und Jean berichtete: Ich habe die schöne Frau im Palais royal in ein Haus treten gesehen, und denke Dir, Florette, in welches? In dasselbe, wo der Vater von Michel Portier ist. Ei, dachte ich mir, ich besuche meinen Freund und erfahre Alles was ich will und mehr noch. Richtig, so that ich, und es kam, wie ich mir gedacht. Michel war zwar nicht zu Hause, aber seine Mutter und das war ganz gut. Die gute Frau faßte mich sogleich nach ihrer Gewohnheit und fing über Dieses und Jenes zu plaudern an und plauderte fort, wie sich der Gegenstand eben bot. Was ich ihr nur hinwarf, erwischte sie sogleich und riß sie in ihr Gespräch.

Ich durfte nur fragen: Haben Sie die schöne Frau gesehen, die so eben in das Haus trat? —

und ich wußte schon, daß Madame Rehard Alles sieht, was in dem Hause vorgeht — so fing sie sogleich an: „Das ist ja die Frau des jungen reichen Banquier's Loupomme, mit dem sie ein halbes Jahr verheirathet war. Als das Volk von Paris diese Tage Barrikaden machte, hat sie von ihm dringend verlangt, daß er auch mit seiner Flinte auf die Straßen gehe, um sich gegen die Soldaten für die Charte zu schlagen; der junge Kaufmann aber hat dieses Geschäft viel zu unbequem und riskant gefunden und es vorgezogen, sich in seinen parquettirten Zimmern mit seinem Gelde außer Schußweite einzusperren; das hat die Dame ihrer stärkern Ehehälfte sehr übel genommen und ihm gesagt: „Bleib Du zu Hause und sei ein Weib, ich werde hinaus gehen und ein Mann sein" und das war keine bloße Redensart: sie nahm Männerkleider und ging hinaus; sie kämpfte zwar nicht, wie ich höre, aber sie setzte sich den Kugeln aus, wenn es galt, einem Verwundeten beizustehen. So wie das Volk gesiegt hatte, nahm sie wieder ihre frühern Kleider und machte sich wieder ganz

zu einer Frau, als wäre gar nichts geschehen nur ein Unterschied ist geblieben: sie wollte ihren Mann, den sie zu sehr verachtete, nicht mehr haben und rückte auch mit der Sprache ganz klar heraus. Der Mann bat, drohte, beschwor, es half nichts; ihre Eltern überredeten, bewiesen, befahlen, es half auch nichts. Sie erklärte fest, daß sie mit ihren Mann nicht zusammen sein wollte und wenn es ihr gräßlichstes Unglück wäre, und richtig setzte sie ihren Willen durch, sie wohnt bei ihren Eltern.

Das habe ich erfahren, setzte Jean hinzu. Florette und Julius klatschten Beifall. „Das fehlte noch," sprach das Mädchen, „daß man sich mit einem feigen Manne abgeben müßte, der die Andern für sich sterben läßt."

Die Besuche der Dame bei Julius wurden seltener, so wie er sich auf dem Wege der Besserung befand. Nachdem die Gefahr überstanden war, nahm die Gesundheit des jungen Mannes einen raschen Fortschritt und war nach wenigen Wochen ganz hergestellt.

Wie wohlthuend war dem Grafen das Ath-

men in der Pariser Luft, als er das erste Mal nach seiner Krankheit die Straßen betrat, wo jetzt der kriegerische Lärm dem Strome des friedlichen Verkehrs Platz gemächt und wo es wieder so lustig herging. Julius glaubte er wäre von den Pflastersteinen, von den Mauern der Häuser, von Allem, Allem mit besonderer Freundlichkeit gegrüßt, weil er so brav war und so gut gekämpft hatte. Einige Arbeiter, die ihn trafen, die sich seiner erinnerten, gingen auf ihn zu und reichten ihm mit aufrichtiger Wärme die Hand. Das freute ihn sehr. Mit einem Worte: Er freute sich des Daseins, er war zufrieden mit sich, mit dem Leben, mit dem Schicksal, mit der Weltgeschichte. Er zog im Triumphe seiner Gedanken durch die Stadt Paris. Er beschloß sich dem vergnügten Leben zu überlassen, das sich damals in einer eigenthümlichen Weise in der Weltstadt zu entwickeln begann. Und wirklich fand man ihn in allen bürgerlichen Salons, zu welchen man auch den des Louis Philippe zu zählen keinen Anstand nahm.

„Nach dem Kampfe das Wohlleben“ sagte

sich Julius; „das ist nichts als billig," und warf sich mit dem Feuer der Jugend, mit aller Genugthuung, sorglos, ohne Rücksicht in die Arme des Genusses.

Die Dame, die den jungen Banquier seiner Feigheit wegen verstoßen und dadurch zu einer Unabhängigkeit gelangt war, die einer Emancipation nicht unähnlich, fand er in verschiedenen Häusern, und es entspann sich zwischen ihnen ein intimes Verhältniß, das ebenfalls ein emancipirtes war.

Der Taumel des Genusses dauerte ziemlich lange bei dem östreichischen Grafen, und sein ganzes Streben reducirte sich in dieser Zeit auf Sucht nach modernen Abenteuern. Er wurde Lion der neu emporgekommenen Gesellschaft. Er setzte die politischen Zustände voraus und betrachtete sie in seiner vielfachen Berauschung nicht näher. Er hatte die verschiedensten Bewegungen, Duelle, Intriguen zu überwinden, Unannehmlichkeiten auszugleichen; er spielte, er gerieth in die verschiedensten Verwickelungen, ohne Bedeutung zwar, aber doch dazu gemacht, einen

jungen Mann, der keinen hohen Lebenszweck verfolgt, in Athem zu erhalten; er reiste mit seiner Dame nach Italien, trieb dieselben tollen Streiche trotz der Luftveränderung, vergeudete fünf Jahre seines Lebens und genoß die Freuden der Erde bis zur Ermüdung und Uebersättigung.

VI.

Die heilige Allianz.

Ein mürrischer Grübler, ein abgekühlter Denker, kehrte der Graf Dippold nach jahrelangem Herumirren mit seiner Begleiterin nach Paris zurück; man zählte 1835. Was war aus den lachenden Flitterwochen der Freiheit geworden? Trostlose Jahre des Elends, der erkannten Täuschung; das Heldendrama, das im Juli des Jahres 1830 gespielt, war zu einer Posse herabgewürdigt, all' die Gedanken, die damals so lebendig herausgetreten, waren in die abenteuerlichsten Gewänder gehüllt und als komische Leichen zu Grabe getragen worden, und sie erschienen nur noch in heimlichen Stunden, blaß, abgehärmt, als Gespenster. Die Tyrannei hatte

sich wieder mit Blut vollgesogen und stand, strotzend vor Fülle, drohend dem Volke gegenüber, das sie getödtet zu haben glaubte.

Die Emporkömmlinge bildeten eine drückende Aristokratie, schlimmer als die gestürzte. Der gewählte König verfolgte selbstisch seine besondern Zwecke, schuf, kaufte oder erzwang sich Stützen und Diener, schlimmer, als es der legitime Sprößling von Gottes Gnaden gethan. Er arbeitete noch hastiger für die Größe und Herrschaft seiner Familie, als es je von sanctionirten Dynastieen geschehen; kurz dieselben Frevel, wie ehemals, umkreisten den Thron, wenn auch in einer andern Form. Lafitte war von dem schnöden Bürgerkönig verrathen und geopfert, natürlich, hing er doch mit seinem edeln Herzen, mit natürlicher Neigung an dem Volke; und er bot dem Throne nur seine Kraft, sein Talent, seinen Reichthum, aber nicht ein einziges Zugeständniß war von ihm zu erkaufen. Welches Treiben fand Julius in den Salons, den Märkten des Ehrgeizes, der Selbstsucht und der gemeinen Intrigue! In welchen Händen fand

er das Wohl des herrlichsten Landes, die Interessen des edelmüthigsten Volkes, das für sein Recht und seine Freiheit geblutet! Schmerz und Ekel erfaßten ihn vor einer Fäulniß der Gesellschaft, die auch nicht durch die heroischsten Mittel gehoben und geheilt werden konnte.

Er suchte nach den Ursachen dieser Uebel und fand sie entsetzlich; er fand sie in den Menschen selbst, ihrer Gemeinheit und Niederträchtigkeit, aus der sie sich nur für einige Feiertage, wie die des Juli waren, reißen können. Er fing an zu verachten, wo er früher mit Begeisterung verehrt, angebetet, und seine That, die er so hoch gehalten, daß er sie wie seinen heiligen Adelsbrief betrachtet, verlor sich zu einem Unsinn vor seinen Augen; und so traf sein herbstes Urtheil ihn selbst; er schleuderte sich selbst die härtesten Vorwürfe entgegen. Der Abscheu vor den Dingen, die er gewahrte, befiel ihn wie eine Krankheit.

Mit den drückendsten Gefühlen schritt er durch die glänzenden Räume der neuen und der alten Aristokratie, die sich im parlamentarischen Kampfe voll Erbitterung gegenüberstanden, jede

um ihren Vorrang kämpfend, wieder vergessend, daß es außer ihnen noch Menschen gibt, daß sie das Land und das Volk, denen sie angehören, zu vertreten berufen sind. Er entwich aus dieser neuen Verwirrung, dieser neuen Anarchie mit einer Enttäuschung, die einen tiefen Schmerz, eine tiefe Entmuthigung in seiner Seele hervorrief. Der jugendliche Jubel seines Geistes verwandelte sich in Trauer. Er entwich aus der Gesellschaft und gab sich mit finsterem Geiste und trüber Anschauung den Studien hin. Er blieb einsam mit seiner alten Freundin, der Wissenschaft. Aber die Größe der Gedanken, die Tiefe der Wahrheiten, die er fand, reichte nun nicht mehr hin, die gestorbene Begeisterung zu wecken, das schlaffer gewordene Blut sprudeln zu machen, die trägere Hoffnung zu beschwingen; denn er erkannte nun die Schwierigkeiten, die sich dem Gedanken entgegenstellen, bevor er Körper, That wird; er wußte nun, mit wie viel Riesen eine Wahrheit den blutigsten Kampf bestehen muß, bevor sie Siegerin geworden, er maß anders, er faßte, er begriff anders die Dinge;

mit einem Worte, er war praktisch und darum ängstlich, zaghaft geworden. Seine Studien erbauten ihn nicht sehr, denn er mühte sich vergebens ab, einen Staat zu construiren, wo die hohen Grundsätze, von deren Richtigkeit und Heiligkeit er überzeugt und durchdrungen war, in ihrer ganzen Ausdehnung, ohne Abbruch zur Geltung kommen könnten. Er entzog sich nach einiger Zeit der Zurückgezogenheit und Wissenschaft wieder und warf sich in den Strudel des Pariser Lebens; er ergab sich der sinnlichen Freude der Erde, um seinen Schmerz zu vergessen, um seine Unzufriedenheit zu übertäuben.

Der Verkehr mit seinen Eltern, mit seiner Mutter besonders, dauerte immer fort, und wenn er von Seiten des jungen Mannes nicht immer mit besonderer Aufmerksamkeit, mit besonderer Aufrichtigkeit gepflogen wurde, so geschah dies von Seiten der Dame um so wärmer, um so liebreicher, um so mütterlicher; es war immer eine Fülle von Liebe und Zärtlichkeit, die sich in den Briefen der Gräfin kundgab.

Mehrere Male wurde von den Eltern des

Grafen auf die Zurückkunft des Sohnes angetragen, allein dieser wußte immer der ungelegenen Forderung Gründe entgegenzusetzen, die Anerkennung fanden. Von einem Wiedereintritte in seine frühere Stellung wollte er nichts hören und wies jede Zumuthung der Art mit Entschiedenheit zurück. Aber nun kam ein Brief von der Gräfin Julia, in welchem die Heimberufung dringender als je ausgesprochen war, so dringend, daß sie nicht zurückgewiesen werden konnte. „Du mußt kommen," hieß es in dem Schreiben, „Dein Vater liegt an seinem langjährigen Uebel so hart darnieder, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird. Dein Vater will Dich sehen vor seinem Tode. Deiner Mutter ist Deine Nähe unentbehrlich, wenn das Unglück und die Trauer über sie hereinbrechen. Du bist der Einzige, der sie trösten kann, wird und muß."

Die Abberufung kam dem vielfach übersättigten, zerrütteten Grafen fast gelegen, und er traf ungesäumt Anstalten zur Heimreise.

Der Vater war bereits begraben, als der Sohn ankam, und er fand nur seine trauernde

verwittwete Mutter. Tage, Wochen blieben der Familientrauer gewidmet, der erneuerten, innigen Vereinigung zwischen Mutter und Sohn. Es waren das wunderbarer Weise gute Stunden für Julius, diese Stunden des Schmerzes, die er im väterlichen Hause nach langer Abwesenheit verbrachte.

Er konnte es aber doch in diesem beschaulichen, frommen, milden Gefühlen gewidmeten Stillleben unmöglich lange aushalten; er sehnte sich nach Aufregung, nach Zerstreuung, nach Galle und Ingrimm, nach Leidenschaft, nach irgend einem Streben, denn er fand sich unnütz und zwecklos.

Der Gedanke an sein Vaterland und der lebhafteste Wunsch, diesem irgendwie zu dienen, für dieses zu wirken, bemächtigten sich mit Allgewalt des Grafen, und er fing an umherzuspähen nach den Verhältnissen in Oestreich; er cultivirte die Verbindungen seines Vaters, knüpfte neue an, er sondirte die Gesinnung und Stimmung des hohen Adels, der hohen Offiziere, des Beamtenstandes; er reiste nach Wien, der Resi=

denzstadt, dem Mittelpunkte des Reiches, als er sich von der größten Stumpfheit und Dummheit auf dem flachen Lande überzeugt hatte, um sich nach irgend einer Stellung umzusehen, von der aus, wenn auch nur ein Geringes, zu wirken, ein kleiner Anfang von einem Fortschritt zu wagen, zu unternehmen wäre. Ihm entsank der Muth, als er es in der Residenzstadt so fand, wie auf dem Lande: die schmählichsten, entwürdigendsten Verhältnisse, aber wie von Eisen, so fest und unbezwingbar; die Menschen festgerannt in ihren Irrthümern und Verbrechen, dem Genuß, der Wollust, dem Erwerb, den gemeinsten Sorgen und Treiben ausschließlich ergeben, unzugänglich dem Gedanken, der Wahrheit, der eigentlichen Ueberzeugung, dem höhern Grundsatz. Ein Verzweifelter stand er vor diesem bunten, üppigen Leben, aus welchem eine bessere Entwickelung unmöglich schien. Ein Verzweifelter rief er sich wiederholt die Frage zu: „Was thun? was beginnen?“

Es war ihm nicht schwer geworden, die Gesellschaft, die ihn schon seines Ranges wegen

bereitwillig aufnahm, für sich zu gewinnen. Man interessirte sich für den jungen Mann mit seiner interessanten Eigenthümlichkeit, in dessen Leben etwas Räthselhaftes, Unerforschliches zu liegen schien, der mit der feinsten, gewandtesten Lebensweise tiefe, gründliche Kenntnisse verband und über dessen eigentliches Wollen und Streben man nicht klar zu werden im Stande war.

Der Graf Dippold war der unstäteste und ruheloseste Gesell unter den Aristokraten in Wien; welch ein ewiges Haschen und Jagen nach Abwechselung, nach Zerstreuung, nach Vergnügen und Genuß, nach Ruhe und Einsamkeit! Sein Thun war seltsam für die Gesellschaft, die den Grund desselben zu ermitteln vergebens sich anstrengte.

Da es in Wien nichts Neues mehr für ihn zu thun gab, indem er schon jedes Vergnügen zu Tode gehetzt hatte, reiste er eines Tages mit andern lustigen Cavalieren nach Preßburg, wo durch den Landtag eine ganze Masse von Vergnügungen herbeigezogen wurden, und die lustigen Kameraden praßten und schwelgten in Ge-

sellschaft verschiedener Tänzerinnen und Schauspielerinnen die Tage und Nächte hindurch. Julius hielt zwar mit, wurde aber, wie das oft geschah, von einem plötzlichen Ekel befallen und stahl sich aus dem taumelnden Kreise. Es dämmerte der Abend und er ging in's Freie, in's Weite; er ging das Ufer der Donau entlang und kam auf eine Anhöhe, von der man einen beträchtlichen Theil des Landes übersehen konnte. Die Einsamkeit, die Kühle, die ununterbrochene Ordnung und erhabene Regelmäßigkeit der Natur, die aus dem vor ihm entfalteten Bilde sprach, wirkten wohlthuend, beschwichtigend auf die gehetzte, auf die gespornte und zugleich gezügelte Seele des jungen Mannes; die Entfernung von den Menschen ließ ihn auf kurze Zeit ihr selbstverschuldetes Elend, die unlösbare Verwirrung unter ihnen, ihren trostlosen Kampf und die ununterbrochenen, sich selbst bereiteten Niederlagen vergessen. Ein feuriger Erguß zum Lobe der Natur und ihrer ewigen, ungetrübten Klarheit strömte aus seinem Herzen, eine Art poetischen Tributs.

Ein Geräusch störte den Gang seiner Ideen, er sah sich um und gewahrte, daß er nicht allein war. Die Störung war ihm unleidlich; er machte eine rasche Bewegung des Unwillens und schickte sich an, die Anhöhe zu verlassen. Der Fremde schien von dem Allen nichts zu bemerken; er hing mit glühenden Blicken an der vor ihm liegenden Landschaft. Julius blieb, von Interesse festgehalten, stehen, als er das blasse Angesicht, auf dem die Gedanken zum Hohne der Jugend ihre Gleise bereits gezogen, als er das tief dunkle Auge und darin den Ausdruck der Begeisterung sah.

„Auch ein Müder vielleicht, der hier Erholung sucht, ein Leidensgenosse, der, wie ich, nicht weiß und nicht kann, was er soll; dieser Mensch zieht mich an mit der wunderbarsten Gewalt," murmelte der Graf vor sich hin; es hatte vor dem Vorhaben, die Anhöhe zu verlassen, sein Abkommen; der Graf konnte sich's nicht versagen, den Fremden anzusprechen.

„Erlauben Sie, mein Herr, Sie sind wohl ein Eingeborner dieses Landes?"

„Ja, mein Herr, ich bin ein Ungar.“

„Sie kennen wohl die Gegend rings umher genau?“

„Wie meine Stube; jedes Dorf, jeder Weiler ist mir bekannt.“

„Somit waren es nicht Studien der Gegend, die Sie hier gemacht haben, als Sie mit solcher Aufmerksamkeit umherspähten?“

„Ich vergnügte mich an dem Anblick des schönen, reichen, grünen Landes, das wie kein zweites von der Natur gesegnet ist, das von blutigen Spuren bezeichnet eine große, schwere Vergangenheit verkündet, und das der Ungar lieben muß, wenn er nicht undankbar, wenn er kein Elender, kein Feiger.“

„Sie sind also hierher gekommen,“ frug ein wenig spöttisch der Graf, „um sich dieses Glück, das aus diesem Boden wächst, recht nahe zu bringen, um sich da in wohlthuenden patriotischen Gedanken zu wiegen?“

„Nein, mein Herr,“ erwiderte der Fremde mit einem tiefen Ernst; „ich bin hierher gekommen, um von der Arbeit auszuruhen. Ich

begreife ganz den Verfall, das Mißgeschick meines Landes; ich wiege mich nicht in wohlthuenden patriotischen Gedanken, aber ich belebe meinen Muth und meinen Eifer durch den Gedanken, der mich bei diesem Anblick lebhaft erfaßt: wie glücklich es sein könnte, und wie über alle Maßen unglücklich es ist!" Seine Stimme zitterte, als er so sprach.

„Wozu wollen Sie den Muth, den Eifer wecken?" frug der Graf wieder.

„Um zu helfen," versetzte Jener.

„Auf welche Weise?"

„Auf jede Weise, so viel ich kann."

„Sie richten sich selbst zu Grunde, das ist Alles, und wenn Sie am Ende Ihrer Tage sind, so haben Sie doch nichts gethan," eiferte der Graf.

„Zu Grunde gehen an einem großen, würdigen Streben, ist viel, sehr viel, mein Herr!"

„Sie gewinnen, wenn es gut geht, ein Stückchen Selbstgefälligkeit, im besten Falle sogenannte Unsterblichkeit; aber Ihr Vaterland trägt sein Unglück weiter!"

Hierauf der Fremde: „Verzeihen Sie, aber ich muß es sagen, nur Kurzsichtige oder Schwächlinge verzweifeln. Kann ich nichts Großes thun, so thue ich ein Kleines, stehen mir nicht riesenhafte Mittel zu Gebote, so benutze ich die zwerghaften; ich verfolge einen großen, heiligen Zweck wie ich kann, und das ist genug; feig aber ist es und ein Beweis von Selbstsucht, wenn man Nichts thut, weil man das Glänzende nicht vollbringen kann. Mich kümmert kein Tadel, keine Geringschätzung, kein Hohn, nicht der verkürzte, nicht der vermehrte Ruhm, der mir wird; ich fühle es, daß ich es so muß für meine eigene Befriedigung. Dächte Jeder, wie Sie hier sprechen, es begänne Niemand; denn wer hat im Voraus seine Größe und seine Bedeutung, wer den Erfolg seiner Bemühung verbrieft? Nichts stört mich, nichts macht mich bange, nichts hindert mich in meinem Streben, und ich kenne ganz genau die Schwierigkeit des Weges, den ich gehe; es wird gelingen durch eine höhere Kraft als die meine, der ich zum Werkzeuge diene." Es loderte eine wilde, fast unheimliche

Flamme auf in dem dunkeln Auge des jungen Magyaren, als er diese Worte sprach.

„Ich sage Ihnen," fuhr er nach einer Pause fort, „sie muß fallen, diese Herrschaft in Ungarn, die Land und Volk entwürdigt und erniedrigt, die aller göttlichen Einsetzungen, der natürlichen Ordnung der Dinge spottet, die Unrecht zu oberst kehrt und diese gotteslästerische Anarchie bei Todesstrafe, bei Strafen von tausend Torturen „Gesetzlichkeit" taufen läßt; diese Herrschaft wird und muß fallen. Durch wen? das gilt mir gleich, ich trage mein Theil dazu bei, sie zu stürzen."

„Sie sind sehr unvorsichtig, mein Herr; wer bürgt Ihnen dafür, daß ich nicht hingehe, Sie verrathe und all' Ihren hochfliegenden Planen ein Ende mache?" bemerkte der Graf.

„Seitdem ich mich dem Vaterlande geweiht, habe ich für mich zu fürchten aufgehört; verstehen Sie mich recht: nicht, als ob ich mich muthwillig einer Gefahr preisgäbe, als ob ich den Ruhm des Märtyrers suchte, nein! ich widerstehe, ich weiche aus, ich entziehe mich, wo ich

kann; aber ich wirke ohne Bedenken, und das, was ich Ihnen hier sagte, das rufe ich täglich laut und schreiend durch das Land meinem Volke zu, und ich weiß, daß man es in der kaiserlichen Burg zu Wien deutlich hört."

„Wer sind Sie?" frug mit der außerordentlichsten Theilnahme der Graf.

„Ludwig Kossuth ist mein Name."

„Ah! Sie sind es! Wie freue ich mich dieser Begegnung!" rief Julius voll der aufrichtigsten Freude.

„Darf ich die Frage zurückgeben?"

„Ich bin der Graf Dippold."

„So? ein östreichischer Graf; also mein Gegner?"

„Nein, Ihr Bundesgenosse, Ihr Leidensgefährte!"

„Ich leide nicht, Herr Graf," nahm Kossuth wieder das Wort, „ich vertraue mir und meiner Sache vollständig; das Kleinste, das ich gewinne, jedes Atom von Wirkung, das ich hervorbringe, ist mir werth, lege ich wie die Elemente eines großen Schatzes mir bei Seite und freue mich

ihrer; ich arbeite dann frischen Muthes weiter und weiter, es kann ein Mensch, der redlich will und nicht den tausenderlei Rücksichten dient, die auf ihn einstürmen, unendlich viel; das ist meine Ueberzeugung und mit dieser gehe ich vorwärts, besonnen und doch entschieden, nachdem ich abgeschlossen mit mir und mit den Dingen."

„Anders ist es bei mir," sprach traurig der junge Graf, „durch bittere Erfahrungen gelähmt, durch Täuschungen der bösesten Art entmuthigt, blicke ich rathlos und verzweifelnd auf den Wust von Elend und Verwirrung, von Dummheit, Mißbrauch und Niederträchtigkeit in der civilisirten Welt, denn ich sehe keine Möglichkeit, sie zu besiegen, sie zu vernichten."

„Unmöglichkeiten gibt es keine, Herr Graf," versetzte Kossuth; „Unmöglichkeiten sind Erfindungen der Schwäche und Muthlosigkeit; verzeihen Sie, Herr Graf, meine unumwundene Offenheit. Täuschungen sind selbstverschuldete Uebel, Ergebnisse der vorhergegangenen Verblendung. Täuschungen sind aber auch nichts als Berichtigungen für Den, der Beweglichkeit und

Kraft genug besitzt, umzukehren, abzulenken von einem Irrthum; Täuschungen sind Ergebnisse von gewonnenen Klarheiten über sich, über die eigene und im Allgemeinen über die menschliche Natur; sie sind zu benützen und nicht zu beklagen, denn sie sind Gewinn statt Verlust. Ich weiß nicht, welcher Art Ihre Erfahrungen sind, aber gewiß waren sie zu genügsam beim ersten Gelingen Ihres Strebens und sind zu ungenügsam jetzt; gewiß haben Sie zu viel vorausgesetzt, und weil Sie sich geirrt, erwarten Sie jetzt zu wenig; gewiß haben Sie ein Erlangtes überschätzt und verachten jetzt das Geringere. Freilich, wenn man sich derart von den Dingen, von den Erfolgen beherrschen, bezwingen läßt, muß man abhängig, zweifelhaft, uneins mit sich selber werden, man muß in die herrschende Krankheit, die Zerrissenheit versinken, die aus einem zu jähen Anlauf und dem ganz natürlichen nothwendigen Stillstand oder Rückfall entspringt. Aber ich meine, es gibt für einen Mann, wo er auch immer stehe, etwas Besseres zu thun, als zerrissen zu sein und mit dem Weltgeist zu schmollen."

Julius fühlte sich beschämt und emporgerichtet zugleich durch diese Worte, es regte sich sein Zorn, aber auch seine tief innerste Erkenntlichkeit. „Sagen Sie mir, was ich thun kann!“ rief er heftig.

„Sagen Sie mir zuerst, was Sie thun wollen,“ gab der Magyar mit aller Ruhe zurück; „wir müssen uns vorerst, wenn wir uns wechselseitig rathen und nützen sollen, verständigen.“

„Wir wollen das, wenn Sie anders eine Verbindung mit mir nicht zurückweisen,“ sprach Julius mit rührender Wärme, und Kossuth erwiderte: „Ich glaube Sie in jeder Beziehung geeignet, die Sache zu fördern, der ich diene. Die weitern Auseinandersetzungen zwischen uns auf morgen, wenn es Ihnen gefällig ist; dieser Ort ist nicht passend für Verhandlungen, wie wir sie hoffentlich pflegen werden.“

„Wo treffen wir uns?“ frug der Graf.

„Wenn Sie die Dürftigkeit und Unbequemlichkeit meiner Stube nicht zurückschreckt, bei mir, wo wir sicher und ungestört bleiben,“ versetzte Kossuth.

„Ich suche Sie in Ihrer Wohnung auf," erklärte der Hochadlige.

„Sie befindet sich," versetzte Kossuth, „in der Kirchengasse Nr. 52, 4 Treppen hoch. Welche Stunde ist Ihnen genehm?"

„Die sechste am Abend," erwiderte der Andere.

Die jungen Männer reichten einander die Hände und trennten sich.

Julius kehrte zu seiner Gesellschaft zurück, ein Anderer fast, als er fortgegangen; mit ganz anderem Gleichmuthe, als bisher, ertrug er die sinnlosen rohen Reden seiner lustigen Genossen, und er gab sich sogar dem sinnlichen Genusse mit erleichtertem Herzen hin. Als der Graf Sandor, ein Magyar, der mit von der Partie war, in geringschätzigen Worten von Kossuth und seiner Thätigkeit sprach, ihn zu Belustigung der Zecher einen Hungerleider, einen armen Schlucker, einen Federfuchser, der eben ein Stück Brot gewinnen will, nannte, rief Julius ganz heiter: „He, Freunde, schimpft doch nicht so toll, der Mann ist ja von Adel!" und die Zecher lachten laut auf

und riefen: „Ein guter Witz, ein vortrefflicher Witz, Graf Dippold!" und leerten die Becher auf dessen Wohl. Der Graf Sandor aber meinte: „Er ist vom selben Adel, wie mein Schuhputzer, aber es ergeht ihm viel schlimmer, weil er nicht, wie dieser, bei seinem Leisten bleibt." Nachdem auch diese geistreiche Wendung des magyarischen Grafen hinlänglich durch Beifall und Lachen belohnt worden, starb das Thema an Erschöpfung und machte einem andern Platz.

Noch manche Stunde blieben die Zecher beisammen. Lustwandelnde Schatten aus der Unterwelt, die eine besonders empfindliche Nase haben, witterten bereits Morgenluft, als sich die Gesellschaft dem Schlaf und der Ruhe übergab. Der Graf Dippold schlief eine ziemliche Strecke in den Tag hinein, er hatte lange nicht mit solcher Ruhe geschlafen, er war lange nicht mit solcher Heiterkeit erwacht und dem Tage entgegen gegangen.

Er hatte jetzt Zeit, über seinen Freund oder vielmehr Verbündeten, über dessen Aeußerungen,

Anschauungen und Erklärungen reiflich nachzudenken und konnte nicht anders, als die überlegene Kraft dieses Geistes, die Unerschütterlichkeit der Logik, die Tiefe seines Verstandes, die Festigkeit seiner Erkenntniß, die Unabhängigkeit des Charakters, die Grundhaltigkeit seiner Schlüsse und Urtheile, mit einem Worte die Vollständigkeit des Menschen anerkennen. Er fühlte die Verpflichtung, sich vor diesem Manne zu beugen. Mit diesen Ueberzeugungen, mit diesem Gefühl machte er den verabredeten Besuch.

Der October ging zur Neige und es war daher schon dunkel geworden um sechs Uhr; es kündigten sich die Schauer des Winters an, sie wehten durch die abgefallenen gelben Blätter, die Stadtbewohner suchten schon die Abendcirkel, die Theater, um den Uebergang vom Leben zum Tode, den die Natur nun durchzumachen hatte, nicht anzusehen. Julius ging durch einige menschenleere Straßen; ein Haus von sehr schlechtem Aeußern war das bezeichnete. Er stieg vier finstere, enge Treppen empor, ein Unternehmen, das nicht ganz ohne Schwierigkeit und Gefahr war,

klopfte an eine morsche Thür und trat in die Stube des neuen Freundes.

Dieser saß an einem kleinen Tische mit Schreiben beschäftigt. Er war von Büchern und Schriften umgeben, die theils auf einem Kasten, theils auf dem Boden umherlagen; drei Stühle waren nebst dem Kasten und Tischchen die ausschließliche Bequemlichkeit und Zierde des kleinen Zimmers, das von einer Talgkerze nicht eben glänzend beleuchtet wurde.

„Sie sind sehr pünktlich, Herr Graf,“ sprach der Magyar, indem er sich erhob.

„Es ist ein Rendezvous, das vielleicht über mein Leben bestimmt, Herr von Kossuth; ich kann doch nicht weniger thun, als es pünktlich halten.“

Der Wirth bot einen Sitz, der Gast nahm Platz.

Der Wirth begann hierauf: „Sie sind unglücklich, Herr Graf, wie ich aus Ihren Reden entnahm. Was hat Sie zu dieser düstern Stimmung, zu der Art von Verzweiflung gebracht, die alle Kräfte lähmt? Wie kommt ein Mann in Ihren Verhältnissen, in Ihren Jahren, der

eine so glückliche Position in der Welt hat, daß er nach allen Richtungen hin wirken kann, dazu, sich und die Hoffnung aufzugeben? Sie sind mir eine unbegreifliche Erscheinung, Herr Graf."

„Hören Sie, was ich erlebt," versetzte dieser, „und Sie werden die Lösung des Räthsels haben."

Hierauf erzählte er dem aufmerksam lauschenden Magyar die Geschichte seines Lebens bis zu dieser Stunde. Er erzählte von seiner Jugend, von seinem Bildungsgang, von seiner Liebe zu dem armen Mädchen aus dem Volke, von seiner tiefen Trauer, als sie starb, von seinem Verhältniß zur vornehmen Gesellschaft, von seinem Aufenthalt in Paris, seinem Abenteuer auf dem Ball bei dem Herzog von Orleans, von der Berührung, in welche er mit dem König von Frankreich und der Herzogin von Berry kam, von dem Ringe, den er von königlicher Hand empfing, vom Julikampfe des Volkes von Paris und dem Eifer, mit welchem er sich dabei betheiligte u. s. w.

Kossuth aber sprach, als der Erzähler geendet hatte: „Und nun wollen Sie stehen bleiben oder

zurückweichen, weil Sie kindisch genug waren zu glauben, daß durch eine Revolution von drei Tagen die Selbstsucht, der Eigennutz, der Ehrgeiz ausgerottet seien, daß der schmutzige Bodensatz aller menschlichen Bestrebungen weggeschüttet worden, weil Sie so kindisch waren zu glauben, die Höhe, zu der sich ein Volk in Tagen außerordentlicher Begeisterung erhebt, könne für das Alltagsleben beibehalten werden, weil Sie geglaubt haben, daß auf den Barrikaden von Paris eine wunderbare Metamorphose wie durch Einwirkung der Götter bewirkt worden sei, durch welche die menschliche Natur in eine seltsam göttliche verwandelt wurde? Weil Sie diesen Wahnsinn geglaubt, junger Mann, und ganz natürlicher Weise sich geirrt haben, erschlaffen, verzweifeln Sie und klagen die Dinge an, statt Ihre eigene Verblendung anzuklagen? Sie wollen das Gute nicht zu gewinnen suchen, weil Sie das Beste nicht so leicht, wie Sie gehofft, gewannen; vergessen, daß das Beste nicht dieser Erde angehöre, daß man es nur in einem geträumten Himmel findet? Glaubten Sie etwa, die Julirevolu-

tion werde die Armuth auf den Thron setzen, das Elend verherrlichen, den blutigen Wettstreit der gesellschaftlichen Gewalten aufheben, den Hunger verbannen, die Menschenliebe, Brüderlichkeit und Gleichheit in evangelischer Reinheit herstellen? Wodurch waren Sie zu dieser Erwartung auch nur im Entferntesten berechtigt? Sind Sie selbst so vollkommen, die Langeweile eines solchen Daseins zu ertragen? Haben Sie geglaubt, die drei Julitage seien im Stande, die weithin klingenden Gedanken der Philosophen verwirklicht in die widerstrebende Welt, in die widerstrebenden Interessen ohne Weiteres hinein zu setzen? Haben Sie geglaubt, die Lebensbedingungen ändern mit einem Male Wesen und Natur? Haben Sie geglaubt, dieser Louis Philipp wird als eine große, neue, schöne Idee auf dem Throne sitzen ohne Körper, ohne von seinem Fleisch und Blut, von seinen Familienbeziehungen, von seinen Leidenschaften, Trieben, menschlichen Schwächen beirrt, hingerissen zu werden? Haben Sie erwartet, daß dieser Thiers, dieser Casimir Perier, Guizot und wie sie alle heißen die Säulen des neuen Thro-

nes, werden aufhören für ihre eigene Befriedigung die größtmögliche Sorge zu tragen? Haben Sie daran gezweifelt, daß ihre überlegenen Fähigkeiten sie empor heben werden über die Andern, auf die sie denselben Druck ausüben werden, wie eben ein anderes Uebergewicht? Haben Sie gehofft, daß bei diesen Menschenkindern dieselben Impulse, die Andere bewegen, sich als unwirksam erweisen werden? Haben Sie daran gezweifelt, daß diese Männer ihre Stützpunkte suchen werden in einer Macht, und daß aus dieser Verbindung mit der Macht eine Tyrannei erwachsen werde? Sie glaubten an einen neugebornen Staat und neue Grundlagen, worauf gründeten Sie diesen Glauben? Und weil es nun nicht so kam, wie Sie es voraussetzten, weil es so, ohne daß Mirakel geschehen, nicht kommen konnte, wollen Sie ein redliches, abgemessenes Streben nach einem klar ausgesprochenen Ziele ohne Ueberspannung und Illusionen aufgeben, ein Streben, aus dem sehr viel des Heilsamen, wenn auch nicht die Umwandlung der Erde in einen Himmel, erfolgen kann? Wer ist in dem Falle anzuklagen, frage

ich Sie selbst, mein Freund, Sie oder die Dinge?"

„Ich bin es, Herr Kossuth," antwortete Julius kleinlaut, „bei Gott, Sie haben Recht," setzte er mit Begeisterung hinzu, „und ich freue mich von ganzem Herzen, daß Sie recht haben; ich werde mich aus dem Absterben, in dem ich begriffen bin, reißen, zeigen Sie mir einen Weg und ich will ihn gehen, rüstig, mit Umsicht und Besonnenheit, auch mit Muth und Ausdauer, gewiß, ich will es!"

„Ich weiß es nicht, mein Freund, was Sie eigentlich wollen, ich werde Ihnen das Ziel meines Strebens zeigen, dann werden wir sehen, ob wir einen Weg, ob wir mit einander gehen können."

„Was ich will!" nahm der Graf das Wort, „daß der Stärkere nicht herrsche über den Schwächern, der Reichere nicht über den Armen, daß nicht ein bevorzugter Theil der Gesellschaft müßig gehen und dennoch prassen und schwelgen könne, während der andere arbeiten und dennoch hungern muß; ich will einen Staat, dessen Grundlage die

Gerechtigkeit, und da mit einem solchen die Monarchie unvereinbar ist, welche Günstlinge, Bevorzugte haben und folglich ungerecht sein muß, so will ich sie abgeschafft, ausgestrichen. Ich will einen Staat, der so constituirt ist, daß jede gute, große Vervollkommnungsidee in ihm zum Körper werden kann, daß er jede Verbesserung aufzunehmen im Stande ist, und da die Monarchie nur für das stagnirende Beharren sich eignet, und selbst gewonnene Vortheile ewig in Frage stellt, so will ich auch aus diesem Grunde die Monarchie vernichtet sehen. Und mit ihr vernichtet sehen die lügenhafte, abgeschmackte Heiligkeit der Tradition, welche den menschlichen Geist verhöhnt, welche vom Jesuitismus so höllisch künstlich daran geknüpft worden, und welche in den hohlen Köpfen des Volks so tief Wurzel gefaßt, daß offenbare Schandthaten, Verbrechen, Greuel und Niederträchtigkeiten aller Art die Heiligkeit nicht aufheben können. Sie mögen sagen, was Sie wollen, aber es ist traurig, daß die Dummheit so unbesiegbar, daß die Lüge, trotz aller Evidenz, in Kraft bleibt und regiert. Ich will, daß sie

erkannt, vernichtet werde, ich will, daß die Erziehung des Volkes nicht durch Trug, Arglist und Verrath im Solde der Tyrannei besorgt werde, ich will, daß der lebendige Gedanke in jeden Kopf dringen dürfe, ohne daß er auf eine unbezwingbare Barrikade stößt, die man daselbst gegen die Natur, gegen das Recht, gegen die Wahrheit, gegen die Freiheit errichtet. Wohin man blickt, ist ein Mißbrauch; ich will ihn abgeschafft wissen, wer auch darunter leiden mag, was auch dadurch erschüttert würde; wohin ich sehe, eine Knechtung, eine Tyrannei, ich will sie auf jede Gefahr hin aufgehoben wissen, ich will das Glück und die Seligkeit nicht aus der Hand des Verbrechens empfangen.

Die Aemterverleihung, das Unterthänigkeitsverhältniß, die Patronate, die Sinecuren, das System der Ueberzähligen, die Kirchenübergriffe, die Intoleranz, die Ueberwachung, die Controle, all der Fluch, den Jahrhunderte eher befestigt als aufgehoben, er soll aufhören. Doch wer nennt alle die Uebel, die in einer festgeschmiedeten Kette unser gesellschaftliches und staatliches Leben

umfassen? Keine Verstoßenen darf es geben, keine Unrettbaren, die unter dem Fußtritte der Gesellschaft zu Grunde gehen, langsam verbluten müssen, damit diese einen weichern Boden findet, auf dem sie geht; keine verwahrlosten Kinder, die dann bestraft, gemordet werden für die Verbrechen, die sie nicht begangen, sondern die an ihnen begangen wurden; keine systematische Erniedrigung und Entwürdigung, die kein anderes Bewußtsein, als das der Dienstbarkeit in einer ganzen Klasse von Menschen aufkommen läßt, und die doch nichts Anderes ist, als die alte, vielverpönte Sklaverei in veränderter Form. Mit einem Worte, ich will die natur- und vernunftgemäße Entwickelung des Menschen und der Menschheit in der Gesellschaft; ich will die wahre, rechtmäßige Ordnung der Dinge, eine freie Uebung des Willens jedes Individuums, insofern er nicht den des Andern unrechtmäßiger Weise beschränkt, strenge Beschränkung des Willens andererseits, der zu weit greift. Ich will eine schöne Vermittelung, wie sie in der Natur der Gesellschaft liegt; gesicherte Freiheit, unantastbare Rechte; ich will

einen Staat, der diese Grundsätze als die höchsten anerkennt und zu Gesetzen erhebt, auf sie seine Macht gründet, der sie nach und nach ins Leben als unumgängliche Nothwendigkeit hineinstellt. Das ist's, was ich will, und das sind wohl keine Forderungen der Ueberspannung und Exaltation, es sind wohl Vortheile, auf die ein Mensch Anspruch zu machen ein unbestreitbares Recht hat."

„Es sind schöne, lautere, heilige Grundsätze, die Sie ausgesprochen," erwiderte Kossuth, „und mit aller Gluth meiner Seele hänge ich Ihnen an, mit der ganzen Kraft meines Willens will ich, wo es gilt, sie vertreten — und wer auch, dem die Vernunft als Wegweiserin dient, möchte das nicht! — und ich glaube selbst an die Erreichbarkeit dieses herrlichen Zieles, wie weit solche Vollendung erreichbar ist; ich glaube zum mindesten an die Erreichung eines Zustandes, der diesem nahe kommt, wie Sie ihn geschildert. Aber diese großen, weitumfassenden Wünsche der Seele, diese Gedanken des Jahrhunderts, Eigenthum des Denkers und Weisen, diese neuen Evangelien, diese Theorien geben keine bestimmte Rich-

tung der Wirksamkeit, dem Handeln, der thätigen Kraft. In dieser allgemeinen, großen Lehre für die Menschheit ist kein Weg bestimmt für die einzelne Fähigkeit, das einzelne Talent, den einzelnen Beruf, für das einzelne Streben. Die weitumfassende Erkenntniß mag erfüllen, begeistern, dem ganzen Menschen zur Grundlage dienen, aber sie reicht nicht hin, um Lenkerin des Wirkens zu sein. Das, wovon Sie sprechen, ist ein weitumfassendes, riesiges Werk, aber welche ist die Aufgabe, die Sie sich dabei stellen, die Sie zu lösen sich getrauen! Zu diesem Zwecke ist nähere Betrachtung und Prüfung der Dinge nöthig, der vorliegenden Dinge und Elemente, der eigenen Fähigkeit, der Anhaltspunkte, aller Mittel, mit einem Worte, es ist die praktische Anschauung der Wirklichkeit nothwendig. Man darf sich nicht im Abstrakten verlieren, sondern dafür im Concreten wirken. Wenn auch Jeder einsieht, klar einsieht und davon erfüllt ist, daß der Chimborasso abzutragen ist, so wird dieser dadurch um kein Stückchen kleiner; wenn aber Jeder sein Stück Arbeit dabei thut, sich die rechte

Stelle aussucht, wo er es anfaßt, da kann es vollendet werden. Das, wovon Sie sprachen, wovon die Denker träumen, was die Philosophen zur Ehre des menschlichen Geistes ermitteln, das ist das Ende; wo aber ist der Anfang? — frage ich; man kann doch nicht beim Ende, sondern man muß beim Anfang anfangen. Ich frug Sie, was Sie wollen, nämlich wirken, thun, beginnen, vollbringen?"

„Ich bekenne meinen Fehler vollkommen; ich habe daran nicht gedacht," entgegnete der Graf, „Sie haben recht, ich wollte bei dem Ende anfangen."

„Wissen Sie, was ich will?" rief der Magyar, indem er von seinem Sitz empor sprang, die Fäuste ballte und die flammenden Augen in einem hohen Grad von Wildheit rollten, „ich will diese Habsburger stürzen, und so Gott will, wird es gelingen!"

Julius war höchlich überrascht durch diese Zuversicht; er warf unwillkürlich einen Blick auf die enge, schlechtbeleuchtete, ärmliche Stube und auf den, wie es ihm vorkam, vereinsamten,

begabten, aber doch machtlosen, jungen Mann. „Das wollen Sie? und wie?" waren die Worte, die er hinwarf.

„Sie sehen zweifelnd und mitleidig auf mich und meine Armuth," sprach Kossuth, „und Sie haben recht; aber es ist auch kein Plan auf morgen oder übermorgen berechnet, sondern auf ein ganzes Menschenleben, und es wird, es muß gelingen," rief er in einer außerordentlichen Ekstase. „Wie blutig, wie heiß, wie unergründlich auch mein Haß gegen diese Familie, die in das Leben, in das Herz meines Volkes mit der schonungslosesten Grausamkeit geschnitten, ich werde einen Damm hinsetzen meiner Erbitterung, den Verstand und die Ueberlegung werde ich walten lassen. Glauben Sie ja nicht, weil der Stamm Habsburg geeignet ist, mein Blut aufwallen zu machen, meine Pulse zu jagen, mir den Athem zu versetzen, weil meine Feindschaft eine tiefe, heilige Ueberzeugung, meine eigentliche Religion, mein Fanatismus geworden, daß ich deswegen in thörichter Uebereilung hingehen werde und rufen: „„Nieder mit den Habsburgern, es lebe

die Republik!“ “ um mich zu opfern und sie zu schonen; o Herr, ich weiß es sehr wohl, auf diese Weise kann man nicht Krieg führen mit diesem Geschlecht. Ablauern will ich den Moment, unterwühlen, untergraben will ich dieses Ansehen, das nur bei der verhärtetsten Dummheit bestehen kann. Anfangen will ich leise, bedächtig, vorsichtig, und so vorwärts gehen, bis es gelungen, bis ihre Macht in Ungarn gebrochen, vernichtet ist.“

„Sie denken also nur an Ungarn? Ihren großen, weitausführenden Plänen weisen Sie diese engen Grenzen an? Geht Ihre Liebe, Ihr Interesse nicht weiter?“

„Mein Herr Graf, ich kann Sie nicht verstehen,“ gab Kossuth auf die Frage zurück. „Kann ich in Frankreich wirken, wenn ich in Ungarn bin, oder vielmehr wirke ich nicht in Frankreich, wenn ich in Ungarn wirke? Das ist aber der Theil von Wirksamkeit, der mir zufällt, das Stück von dem Chimborasso, das ich abtrage, und es ist eine große Aufgabe, die ich

mir stelle, — vielleicht in Verwechselung der Kraft mit dem Eifer, des Könnens mit dem Wollen. — Ist es so, dann gehe ich unverrichteter Sache, wie das schon Vielen geschehen, unter. Ich wage es auf diese Gefahr hin. Ungarn ist mein Feld, wo ich heimisch, Ungarn ist mein Heiligthum, meine Ehre; ich spreche seine Sprache, ich trage seine Gefühle in meinem Herzen, ich denke seine Gedanken, ich höre seine Pulsschläge, ich zucke unter seinen Schmerzen, ich leide an seinen Wunden. Hier ist mein Element, hier vermag ich Etwas. Verlasse ich es, greife ich weiter, so bin ich verflüchtigt, unnütz, untauglich. Hier muß ich anfangen, mein Herr — wo es endet, das weiß Gott allein, der alle Zukunft durchschaut. Hier ist der Punkt, von welchem aus ich vielleicht die Erde bewegen kann. Ich glaube mich stark genug zu dem Kampfe, den ich beginne. Irre ich mich, so habe ich mich lächerlich gemacht vor der Welt und erlange das traurigste Märtyrerthum, ich verfalle dem Hohne mit meinem redlichen Streben; aber es wird so nicht kommen, nein, nein, ich stürze die Habsburger,

sie müssen fallen unter meinen Streichen, ihr Sündenmaß ist voll."

„Damit wäre freilich ein Großes, ein unabsehbares Großes gethan," sprach der Graf, „mit diesem Stamm wäre freilich der mächtigste Pfeiler der Tyrannei, des Unrechts zertrümmert."

Wieder traten Wildheit und Grimm in die Züge des Magyaren; in seinen Augen loderten Flammen, durch sein ganzes Wesen zuckte die Erregung. „Es gibt kein Maß, die Thaten zu messen, keinen Namen, sie zu nennen, es gibt keine Sprache, sie auszusprechen. Wie hart ist die Meinung gegen die Borgia's wegen des Bischen scharfen verzehrenden Giftes, das sie gebrauet, wegen der Missethaten, die sie im Kleinen begangen. Die Borgia's sind Stümper gewesen. Lesen Sie aber die Geschichte Ungarns, wehren Sie dem Entsetzen vor dieser Familie, wehren Sie dem äußersten Abschen, und ich sage, Sie sind mehr als ein Mensch. Diese Heuchelei, dieser ewig fortgesetzte Verrath mit gleicher Kälte gegen Freund und Feind, gegen Schlechte und Gutgesinnte, gegen Edle und Unwürdige, diese

blutdürstige Rachsucht, die des Kindes im Mutterleibe nicht schont, die den Greis eine Stunde vor seinem natürlichen Tode trifft. Welchen Mittel- und Anhaltepunkt für alle Niederträchtigkeit haben sie gegründet, welche Preise, welche Belohnungen haben sie für die größten, empörendsten Schurkenstreiche ausgesetzt, wie haben sie das Edelste mißbraucht, im Schlamme herumgewälzt, wie die Religion, die Wissenschaft, den Unterricht! Was haben sie aus einem edeln, kräftigen, biedern Volke gemacht? Das Gute morden sie, das Schlechte fördern und unterstützen sie, und bei dem Allen, trotz dem Allen blickt das verblendete, betrogene, irregeleitete Volk mit Vertrauen, mit Liebe, mit frommer Scheu auf sie. Sie müssen fallen, sie müssen, sage ich Ihnen, sonst ist kein Heil zu hoffen für Europa. Wenn ich nicht der Blitz sein kann, der diesen Thron zertrümmert, so will ich der Wurm sein, der ihn benagt, bis er sinkt; die Habsburger muß ich stürzen, oder ich gehe unter in dem Bestreben!"

„Ich will mit Ihnen sein, Kossuth, und Ihr treuester Bundesgenosse!" rief der Graf. „Ich

will wie Sie für die große Sache der Menschen kämpfen und ringen, durch Nichts eingeschüchtert, durch Nichts zurückgeschreckt."

Alle Leidenschaft und Aufregung wichen zurück von dem Magyaren, und er sprach mit vollkommener Ruhe und Gelassenheit: „Wir können die Teufel nicht austreiben aus der menschlichen Natur; wer das zu können gehofft, der hat sich getäuscht, wer darauf gezählt, der hat sich verrechnet, aber sie lassen sich benutzen zum Guten, zum Heilsamen anwenden, wie sie zum Bösen, zum Verderblichen angewendet werden. Aus der Geschichte dieser Habsburger, die seit Jahrhunderten mit abwechselndem Glücke das Feld behaupten, die trotz aller Unfähigkeit Völker knechten und im Joche erhalten, die ohne Tapferkeit erobern, ohne Heldenmuth siegen, läßt sich Viel lernen. Erstens: wie viel man durch Ausdauer zu Stande bringen, durchsetzen kann. Zweitens: daß man die niedern, der Erde angehörigen Triebe und Leidenschaften benützen, in Bewegung setzen müsse, um Etwas zu erreichen. Drittens: daß man zur Gewalt die List fügen müsse, weil

Recht und Wahrheit allein nicht ausreichen, Waffen und Schilder für sich zu gewinnen. Viertens: daß das Schlechte so mächtig werden kann, daß es von dem Guten nur mit der äußersten Anstrengung, mit dem Aufgebot aller Mittel zu verdrängen ist. Von den Habsburgern muß man es lernen, auf welchen Wegen ihnen entgegen zu treten sei. Ziele verfolgen ohne Schonung, ohne Rücksicht, Hebel in Bewegung setzen, Fallen legen, falsche Manövers machen, und was sie zu ihrer Erhaltung und zur Erhaltung der Tyrannei und Knechtschaft thun: beim Himmel, wir wollen nicht verschmähen es anzuwenden zu ihrem Sturze, für die Freiheit, für das Recht! Irgend eine Gewissenhaftigkeit diesen gegenüber wäre eine Thorheit, und vernichtete von vornherein jeden Erfolg. Redlicher, offener Kampf diesen gegenüber, heißt sich und die Sache, für die man einstehen will, zugleich opfern. Wir müssen mit ihnen Krieg führen, wie sie ihn führen, heimlich, mit Hinterhalt, mit Trug und List. Sind Sie dazu bereit, Graf Dippold?"

„Ich bin es, weil ich die Wahrheit Ihrer Behauptung erkenne, weil ich die Sache, für die ich einstehe, nicht im Nachtheil lassen will; ich bin zu Allem bereit für die große Sache."

Kossuth nahm wieder das Wort: „Mein Weg ist bereits gezeichnet; ich kläre das Volk auf, zündende Gedanken schleudere ich unter die Masse. Die Gelegenheit ist bereits geboten: mit Hilfe der Oppositionsmänner beim Landtage ist ein Blatt gegründet. Das Volk stutzt, die Regierung noch mehr. Einzelne Köpfe, die Jugend, werden entflammt werden. Ich werde bestraft mit hartem Kerker, ich weiß es, doch das muß ich erdulden; denn ich gewinne dadurch das Vertrauen und die Neigung des Volkes. Erst wenn ich gelitten habe, gehöre ich dem Volke an. Ich weiß, daß mein Körper schwach ist, ich trotze dennoch dem drohenden Uebel, mein Geist wird auch aus einem siechen Körper heraus seine heilige Sendung erfüllen. Erliege ich den Martern, so habe ich nicht anders gekonnt, überdauere ich sie, dann bin ich etwas werth, dann kann ich in die Schranken treten, trotz allen Künsten der

Hölle. Ich werde sie überdauern, und die Worte, die ich zu meinem Volke sprechen werde, sollen sie in ihren Palästen, auf ihren Thronen erschrecken, schlimmer als der Donner der Geschütze. Das bleibt meine Aufgabe; falle ich nicht früher, so löse ich sie."

Es lag eine unaussprechliche Weihe, eine großartige Resignation in dem Wesen, in den Worten des Magyaren. Julius fühlte sich dem Geiste dieses Mannes, der doch noch nichts Glänzendes vollbracht hatte, und dessen Größe durchaus nicht erwiesen war, vollkommen unterworfen.

„Was soll ich thun?" frug er ihn wiederholt, „weisen Sie mir eine Thätigkeit zu, sie sei so schwierig als möglich."

„Sie bleiben der Graf Dippold, der würdige Abkömmling der ahnenreichen Familie," erwiderte Kossuth, „für Sie ist der Ring, den Sie von der Herzogin von Berry erhalten, ein unschätzbares Kleinod; die Tradition bleibt Ihr

oberster Grundsatz. So drängen Sie sich in die ersten Reihen der Höflinge, der Bureaukraten, Sie wirken dort, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, rathend, bekehrend, lenkend, Sie werden ganz gewiß in die Lage kommen, uns zu dienen. Vorzüglich behalten Sie den Fürsten Metternich im Auge, der früher oder später zu unumschränkter Macht gelangt. Anders stellt sich ein Mensch in der Nähe, als in der Ferne dar, und was starr und fest erscheint, ist oft, in der Nähe betrachtet, weich und locker, leicht zu handhaben und zu formen. Es ist möglich, daß Metternich ein Mann des Gedankens, und daß sich Einfluß auf ihn gewinnen läßt. Es gibt keine Unmöglichkeiten für den Muth und die Ausdauer. Ich gebe Ihnen den Umkreis Ihrer Wirksamkeit an; wie Sie ihn ausdehnen, wie Sie ihn einschränken sollen, muß Ihrer Einsicht überlassen bleiben. Eine Verständigung zwischen uns wird nur auf dem sichersten Wege, sonst aber nur durch die Wirkungen unserer Thätigkeiten bewerkstelligt. Ich werde Ihre Hand schon erkennen in Ihren Werken, wie Sie die meinige. Unsere Ordens-

regel sei: Unermüdlich, achtsam, ausdauernd, verschwiegen, vorsichtig, unerschrocken.“ Er zeigte ihm noch ein Zeichen, durch welches alle Glieder dieses neuen Bundes sich kenntlich machen, denen man vollkommen vertrauen könne. Hierauf reichten sie sich die Hände, und schwuren feste, unerschütterliche Treue der Sache, der sie sich weihten.

„Wir sprechen uns nicht mehr, mein Freund, wenn Sie noch längere Zeit in Preßburg bleiben,“ äußerte Kossuth, „es wäre denn unerläßlich nöthig. Sie verfolgen Ihren Weg, ich den meinigen. Wir kennen uns nicht, wenn wir uns begegnen, wir sind einander vollkommen fremd und unsere Verbindung bleibt für Jeden ein Geheimniß, er mag uns noch so nahe stehen, noch so sehr unser Vertrauen besitzen. Ihr Posten ist äußerst wichtig, Sie können daselbst unserer Sache von außerordentlichem Nutzen sein. Ihr Verhältniß muß ganz gesichert bleiben, es darf auch nicht im Entferntesten einer Gefahr ausgesetzt werden.“

„Das Geheimniß unserer Verbindung trete

niemals über meine Lippen," antwortete der Graf.

Die jungen Männer umarmten sich hierauf mit aller Wärme der Freundschaft und trennten sich.

VII.

Das Abendmahl.

Wieder vertauschte Julius die Gesellschaft seines neuen seltsamen Freundes mit der seiner gewöhnlichen Genossen. Man scherzte, man trank, man lachte wieder; Julius schien sich dem Vergnügen hinzugeben, aber nicht mehr mit jener forcirten Hast, wie früher, sondern mit der glatten Unbefangenheit des Leichtsinns. Julius ging auf all die Gespräche der Kameraden ein in einer angemessenen, vielbeliebten Weise, während er früher meist schweigend, die Stirn krausgezogen zugehört. Julius war diesmal heiter, während er sonst entweder düster oder bis zu einem überspannten Grade lustig war. Das neue Streben machte einen neuen Menschen aus

ihm, er war nicht mehr von der Zwecklosigkeit seines Daseins durchdrungen; ein Bewußtsein, das wie kein Zweites fieberhaft krank macht. Ein mächtiger Geist hat ihn gesund und rüstig gemacht und, wie er selber seine Genesung fühlte, mußte sie sich auch seiner Umgebung aufdringen, wenn sie auch weder den Grund der Krankheit noch das Mittel der Genesung kannte.

Julius war an dem Abend, da er die Zusammenkunft mit dem Magyaren gehabt, der fröhlichste von den fröhlichen Genossen. Den andern Tag kehrten die Cavaliere zu den rauschenden Vergnügungen der Residenz zurück.

Julius lebte in Saus und Braus und schwang sich zum ersten Lion Wiens empor; er war der Held des Prassens und Schwelgens, der eleganteste, geistreichste, gewandteste Apostel des Vergnügens; im Salon eine beherrschende Erscheinung, trotz aller Gewöhnlichkeit des Thuns durch eine geheime Ueberlegenheit, die sich nicht geltend machte aber errathen ließ, immer oben an. Wie heimisch er im Salon der Frau von Metternich war, ist bereits zu sehen gewesen.

Der Grund der besondern Vorliebe dieser Dame für den jungen Mann, blieb aller Forschungen der Neugierde ungeachtet ein Geheimniß in der großen Welt; war ein seltsamer, der die Fürstin charakterisirt.

Der junge Fürst E. hatte die Aufmerksamkeit der Fürstin, ihr Interesse gewonnen; sie nahm mit besonderem Wohlwollen seine Huldigungen auf, mit denen dieser auch durchaus nicht sparsam gewesen. Ein sehr störendes Element drängte sich mit einem Male in dies werdende Verhältniß. Die reizende Fürstin Roben war in Wien angekommen und der Fürst E. zählte zu ihren heißesten Anbetern. Und die Fürstin Metternich sprach eines Abends in ihrem Salon zum Grafen Dippold:

„Die Fürstin Roben scheint Ihnen sehr gut zu sein, Graf; sie hat immer großes Interesse an Ihnen seit ihrer Affaire mit der Herzogin Berry. Sie sollten Ihr Glück benutzen."

Julius, der ganz wohl merkte, wo das hinaus wollte, verleugnete sich und gab zur Antwort: „Gewiß, Durchlaucht, werde ich mein

Glück benützen," und es war überall davon die Rede, wie eifrig der Graf Dippold der Fürstin Roben den Hof machte, und später, daß er seinen Nebenbuhler, den Fürsten E. vollständig besiegt.

Die Fürstin Metternich schenkte dem Grafen Dippold für diese „Arbeit," wie sie es nannte, für die Genugthuung, die er ihr verschaffte, ihre unbegrenzte Huld. Sie konnte immer höhnisch lächeln, wenn sie dem Fürsten E. begegnete und das, meinte sie, sei wohl des Dankes werth. Auch der Fürst Metternich schenkte dem Grafen Dippold mehr Beachtung, seitdem dessen Verbindung mit der Roben zum allgemeinen Gespräch wurde! Die Einladung zu einer Unterredung von Seiten des Fürsten war die Folge eines tiefern Blicks, den der Fürst in das Wesen des Grafen that, den dieser offenbar absichtlich thun ließ, ohne daß er sich den Rückzug offen behielt. Der Fürst hielt, so lange er nach dem Rufe urtheilte, den jungen Mann für einen gewöhnlichen Pferdehetzer, und adligen Taugenichts und glaubte, nachdem er ihn schär-

ser ins Auge gefaßt, sich getäuscht zu haben, jedenfalls aber ihn benutzen zu können.

Die erste bestimmte Unterredung war gestört durch den angegebenen unvorhergesehenen Zwischenfall. Julius kehrte nach Hause zurück. Es waren fünf Monate verflossen, seitdem er das Bündniß mit Kossuth geschlossen; er übersah den Weg, den er zurückgelegt und mußte sich zugestehen, daß er sich mit Gewandtheit und Umsicht in das rechte Verhältniß zu den für seine Angelegenheit wichtigen Personen gebracht. Er erwog den Lärm, den bereits die Worte Kossuth's hervorgerufen und schöpfte daraus neuen Muth, neues Vertrauen zu dem Erfolg ihrer beiderseitigen Bemühungen. Er war mit sich, mit seinem Wollen und Thun, mit all seinen Berührungen und Einflüssen zufrieden, wie schief und zweideutig seine Stellung auch erscheinen mußte, wie wenig würdig mancher seiner Schritte auch aussah, wie drückend sogar verschiedene Voraussetzungen auf ihn lasteten, die er aber am allerwenigsten zurückweisen durfte. Er hielt sich durch diese Opfer, die er brachte

und die in der That nicht zu gering waren, eines großen Freundes würdig, den er so heldenkühn in den Kampf sich begeben sah, in welchem er eine große, herrliche, ruhmreiche Zukunft ahnte.

Der junge Graf hatte den Entschluß gefaßt, den Fürsten Metternich zu gewinnen, sich sein Wohlwollen und seine Gunst zu erwerben, um auf seine Grundsätze und Maßregeln Einfluß zu üben; er war zu diesem Entschluß nach genauer Beobachtung des allmächtigen Staatskanzlers, nach einem anhaltenden Studium seines Charakters, seiner Denkweise, seines ganzen Wesens, seiner Sympathien und Schwächen gelangt.

Noch, als der Fürst ihn kaum bemerkt, hatte Julius Gelegenheit auf dessen Gespräche zu lauschen, einzudringen in dessen Seele, wie Kossuth vorhersagte, die nicht von Eisen war, die ihre menschlich einnehmbaren Seiten darbot, wie jede andere Seele. Julius hatte den gemachten Erfahrungen gemäß seinen Bekehrungsplan ange-

legt und zwar derart, daß er in dem Falle des Gelingens unendlich viel gewinnen, im Falle des Mißlingens nichts verlieren konnte, sondern immer dort stehen blieb, wo er vorher gestanden. Der bevorstehende Tod des Kaisers machte den Moment in einer Art entscheidend.

Zu Hause angelangt überdachte der Graf die Lage der Dinge, die große Gefahr, in welcher sein edler Freund schwebte, das große Ziel, auf das er hinarbeitete und die weite, weite Entfernung von demselben. Er fühlte eine tiefe Verachtung, ja Ekel und Abscheu vor der Gesellschaft, welcher nicht anders geholfen werden kann als durch List und Trug, durch geheime Hofintriguen, durch verwegene Künste, die sich ihrer eigenen Heilung auf's Hartnäckigste widersetzt. Er mußte sich aller Großthaten, von der Geschichte aufbewahrt, in's Gedächtniß rufen, um sich die bittern Gedanken zu versüßen, um nicht zu verzweifeln. Ein Diener brachte Lichter und unterbrach die Gedanken des Grafen, er meldete einen Fremden. „Sein Namen?“ frug Julius.

„Er nannte sich Birany und sagte, daß er ein Künstler sei.“

„Sag ihm,“ versetzte der Graf, „daß dieser Moment ungünstig seiner Angelegenheit, welcher Art sie auch sei; ich will ihm recht gerne ein anderes Mal zu Dienste stehen.“

„Er trug mir auf, Ew. gräflichen Gnaden zu melden, daß es für Dieselben sehr wichtig sei, ihn sogleich zu sprechen; er würde sich so kurz fassen, als Ew. gräflichen Gnaden es nur wünschen können.“

„So mag er kommen,“ rief unwirsch der Graf. Der Diener entfernte sich und öffnete gleich darauf dem Fremden die Thüre des Gemaches. Das Licht fiel auf die Gestalt des Eintretenden, der Graf erhob sich, im höchsten Grade überrascht, von seinem Sitz, und als der Diener die Thüre wieder geschlossen hatte, rief er mit absichtlich gedämpfter Stimme: „Kossuth!“ Auf dem blassen Gesichte des Magyaren lag eine tiefe Schwermuth. In dem glühend schwarzen Auge sah man den Schmerz und auch die Resignation, auf der „beunruhigen=

den" Stirn war Ruhe, wie nach einem heftigen Kampfe. Auf den ersten Blick mußte man bemerken, daß Alles fertig war in dem Manne.

„Machen Sie, lieber Freund," sprach der Gast, „daß wir ungestört bleiben, denn es darf Niemand erfahren, daß ich bei Ihnen war."

Der Graf ging, um die nöthigen Befehle zu ertheilen und kehrte nach wenigen Augenblicken wieder zurück.

„Wie kommen Sie nach Wien, unglücklicher Mann? Was wollen Sie thun?" frug der Graf.

„Ich wollte Sie noch sprechen, bevor ich meine Haft antrete. Sie wissen doch, daß ich verfolgt bin?" —

„Mehr noch weiß ich — daß Metternich ein Gewicht darauf legt, Sie zu vernichten, daß Sie unrettbar verloren sind!"

„Kerker schließen und öffnen sich; — keinen Kleinmuth! ich wollte es so und es ist gut, wenn die Dinge so kommen, wie man es will."

„Sie können, da Sie Ungarn verlassen haben, leicht entfliehen, ich will Ihnen mit Allem, was in meinen Kräften steht, helfen."

„Graf Dippold, vergessen Sie nicht, was wir eigentlich wollen; heißen Sie Ihre menschlichen Gefühle schweigen; es handelt sich nicht um mich und mein Schicksal; wir Beide, wenn wir treu und redlich, sind der Sache verfallen, der wir uns hingegeben. Ich habe ausgekämpft mit mir selbst. Es hat viel gekostet, wer möchte es leugnen, bis ich es über mich gewonnen, festen Schrittes von dem Leben und seinen heitern Gaben zu scheiden, ohne daß ich weiß, wann und wie ich es wiedersehe. Nun ist es geschehen. Ich bin wie ein Taucher; entweder ich bringe eine herrliche Perle herauf aus dem finstern Abgrunde, in den ich mich stürze, oder ich gehe unter."

Ein unendlicher Schmerz, eine unendliche Bewunderung malte sich in dem Angesichte des Grafen, als er die Ruhe des Mannes sah, der in eine bodenlose Tiefe des Unglücks zu springen im Begriffe stand, für eine Hoffnung, die sich vielleicht nie erfüllen würde.

„Wie klein ist meine Aufgabe und mein Werk, auch wenn es gelingt!" rief er.

„Keine Eitelkeit, mein Freund! Denken sie an den Erfolg," versetzte Kossuth.

„Ich **kann** auch nicht so groß sein, wie Sie sind."

„Die Sache, für welche wir wirken, mein Freund, ist unsere Größe. Doch lassen wir all die Nebendinge und besprechen wir weiter den Plan, der auszuführen und die Art, wie das am Besten geschehen kann."

Julius stattete Berichte ab über seine Wirksamkeit und ihren Fortgang, über die Verhältnisse am Hofe, so weit sie ihm bekannt waren, über die gewonnene Aufmerksamkeit Metternich's und die bevorstehende Unterredung. Er berührte seine Beziehung zur Fürstin Roben, er brachte Alles vor, was er bereits durchgesetzt und noch durchzusetzen hoffte. Kossuth war ganz zufrieden mit seinem neuen Jünger und Freund.

„Nun ist es an Ihnen," sagte Kossuth, „einen Schritt zu thun, der Sie ganz sicher in dem Vertrauen des Staatskanzlers festsetzen wird."

„Was meinen Sie?" frug der Graf.

„Ich bin bereits von der Polizei, sowohl

in Preßburg, als in Pesth gesucht worden, aber umsonst; denn ich entkam hierher. Wenn Sie nun morgen die Unterredung mit Metternich haben werden, zeigen Sie ihm meinen Aufenthalt an. Metternich liebt die polizeilichen Talente und vertraut ihnen. Gewissensskrupel in Bezug auf Spionerie und Angeberei rc. rc. verlacht, verachtet er. Denn er verdankt sein Emporkommen den glücklichen Recherchen, wie man es in der diplomatischen Sprache nennt. Dadurch, daß Sie mich überliefern, gewinnen Sie die erweiterte Möglichkeit mich zu befreien; Sie werden überhaupt den thatsächlichen Beweis von Ihrer Brauchbarkeit und Nützlichkeit abgelegt haben, der in Verbindung mit einem glücklichen diplomatischen Gespräch großen Vortheil erzielen kann."

„Es ist ein schwerer Schritt," äußerte nachdenklich der Graf, „aber ich werde ihn thun, ja ich werde ihn thun. Beim Himmel, es ist eine große Aufgabe, die Gunst und das Vertrauen eines Elenden zu gewinnen; es gehört viel Selbstverleugnung dazu, sich eines solchen Man-

nes, wie Metternich, würdig zu zeigen! Und in solchen Händen liegt das Schicksal der Völker!

„Nein, mein Freund, in der Hand der Völker selbst liegt es und das Unglück der Nationen ist ihre Versündigung, ihr Verbrechen; die müssen gesühnet werden. Einzelne haben die Aufgabe, sie dahin zu bringen. Klagen wir nicht vergebens und handeln wir. Je schlimmer die Dinge sind, desto eifriger müssen sie uns machen."

Ein Mahl und Flaschen des köstlichen Weines wurden aufgetischt. Die beiden Freunde blieben bis tief in die Nacht hinein, besprachen Gegenwart und Zukunft, ordneten den Gang ihrer Geschicke, so gut menschliche Voraussicht es vermag. Es war ein feierliches Abschiedsmahl, das sie mit einander hielten. Der Magyar erhob das Glas und sprach: „Hoch lebe der Gedanke, der uns leitet!" Sie stießen an und leerten die Gläser.

„Wir sind viel, unendlich viel, wenn der Gedanke groß und wahr ist, den wir tragen.

Das Leben ist doch schön, sagt einer Eurer edelsten Dichter, was sage ich Eurer, unserer edelsten Dichter. Der menschliche Geist wirkt und schafft und lichtet für alle Nationen ohne Unterschied der Sprache, der Sitten, des Stammes.

„Das Leben ist doch schön, ja fürwahr aber noch schöner ist es Fahnenträger eines Weltgedankens zu sein, und diese Fahne hinzutragen trotz Schwerter und Lanzen und sie noch im Sterben hoch aufzuschwingen. Ein solcher Tod ist noch schöner als das Leben.“ — — —

„Hoch lebe der Muth!“ rief der Graf, „der Muth zu Allem, wenn es gilt dem Gott in seinem Innern zu dienen. Hoch lebe der Muth!“ Die Gläser klirrten und wurden geleert.

„Freund meiner Seele,“ sprach er weiter, reichte und drückte dem Gefährten die Hand, „Du gehst ins Elend ganz allein, ich kann, ich darf Dir nicht folgen; o laß mich menschlich sagen, daß mich die Trennung von Dir schmerzt, daß ich mit Dir einen Weg gehen möchte, um Dein Loos ganz zu theilen, mit Dir zu tragen, mit Dir zu leiden, mit Dir unterzugehen oder

mich zu erheben. Es reißt mich hin, denn Du beherrschest meine Seele; ich fühle mich gesichert und geschützt hinter Deiner überlegenen Kraft. Du bist der Segen meines Lebens geworden. Verzeih' die menschliche Regung in diesem Augenblick; ich kann ihr nicht wehren; ich möchte weinen, wenn ich an Deine nächste Zukunft denke, die Du Dir mit freier Absicht selbst bereitet; ich möchte beten, daß ein Gott Dir den Druck erleichtere, aber auch der Grimm lodert auf in meinem Herzen und wie ein thöricht wilder Titane, möchte ich das Geschick von seiner Höhe zu reißen wagen um es zu zertreten, wie es uns zertritt, es zu verspotten, wie es uns verspottet. Ein Mann, wie Du, im Kerker, ein Mann, wie Du, der Gewalt und der Willkür gemeiner erbärmlicher Knechte und Schranzen, ohne Willen, ohne Glauben, ohne Ueberzeugung preisgegeben; ein Mann, wie Du, so würdig und so groß, so edel und so selbstvergessen, und keiner, der darüber in Harnisch geräth. Ich könnte rasend werden wegen dieses Gedankens, und was Du auch sagen magst, es liegt doch

klar vor mir, daß auf dieser Erde ein Fluch lastet, den kein Opfer versöhnt. Vergebliche Bemühung, sie in ein Paradies umzuwandeln, ein goldenes Zeitalter heraufzuführen, in welchem der Wolf mit dem Lamm freundschaftlich verkehrt! Es wird nie aufhören, daß der Starke den Schwachen zerfleischt, daß von dem Gemeinen das Edle erdrückt wird, daß die Selbstsucht die Hingebung und Aufopferung überbietet. Martyrerthum gibt es, aber keine Siege für große Menschen!" —

„Was sprichst Du, Bruder?" erwiderte Kossuth, „hat Christus nicht gesiegt? Hat sein Gedanke nicht die Welt bezwungen, ob er gleich gekreuzigt wurde, vielleicht weil er gekreuzigt wurde? Die Erde wird kein Paradies, das ist wahr, sie würde jedoch zur Wüste, käme nicht zu Zeiten der Gedanke Gottes über einen Menschen, der ihn der ganzen Erde zum Geschenke macht. Es ist gut so, glaube mir, und laß mich meinen Weg gehen. — Mach mir nicht schwerer den schweren Gang. Ich habe die Bestimmung für mein Volk, das groß ist durch eine Vergan-

heit, zu arbeiten. Es kann doch ein Mensch nicht für sich allein leben und sterben. Es ist gut so, ich habe es beschlossen und Du hast es auch; also vorwärts, ohne Zaudern, ohne Bedenken! Lese ich die Geschichte meines Volkes, da ist es mir, als müßte ich mich schämen, dem Verfall des Landes, seiner Verachtung und Entwürdigung ruhig zuzusehen, mir ist's, als schimpfte ich selbst meine Mannheit, wenn ich im Frieden und im heitern Genusse des Daseins lebe, da so viele und große Helden vor mir geblutet, bis jetzt umsonst geblutet. Diesen blutigen Spuren soll ein herrlicher Baum der Freiheit entwachsen, damit sie sich zufrieden geben die zürnenden unversöhnten Schatten, und der ist kein Mann, kein rechter Ungar, der dahin nicht wirkt mit all seinen Kräften. Es ist ganz gut, wie es kommt. Auf ein frohes Wiedersehen, mein Bruder, mit ungebeugter Seele, mit ungebeugtem Muth auf ein frohes Wiedersehen mit rüstiger Kraft, mit ungedämpfter heiliger Gluth."

Er leerte das Glas, nachdem er angestoßen,

mit heftigem Zuge, und der Freund folgte dem Beispiel.

Nun trat ein tiefes Schweigen ein. Jeder von den Beiden blieb den Gedanken hingegeben, die sich rasch und heftig drängten und ihn bemeisterten. Sie starrten in die Gläser, gefüllt mit dem köstlichen Wein, dem Labetrank, der vielleicht zum letzten Male die Lippen des einen Genossen benetzte.

Ein stummer aber tief ergreifender Schmerz lag auf ihren Angesichtern; sie stießen nicht mehr an, sondern füllten und leerten geräuschlos die Gläser.

So saßen sie beisammen, stumme Zecher, bis durch die schweigende Nacht hin die Glocke eine Stunde nach Mitternacht verkündete, dann leerte der Magyar noch hastig ein Glas, erhob sich rasch, umarmte den Freund, drückte ihn an sein Herz und eilte aus dem Zimmer — er war fort. — — — —

„Daß ein Gott dich schützte!" murmelte Julius wie betend vor sich hin; er blieb stehen, unbeweglich wie eine Statue, einem tiefen unnenn=

baren Schmerz hingegeben; empörte Gedanken, empörte Gefühle drangen auf ihn ein; er konnte sich ihrer nicht erwehren, seine Seele sprach einen wilden, finstern Fluch über das Treiben der Welt. „Solch ein Mensch und solch ein Schicksal!" rief er wiederholt; er schritt noch lange mit raschen Schritten im Zimmer auf und nieder, ohne den Schlaf zu suchen. Der Morgen grauete bereits, als er sich in sein Schlafgemach begab, um der Forderung der Natur nachzugeben; er konnte aber den Sturm in seinem Herzen nicht zur Ruhe bringen. — — — —

VIII.
Zwei Diplomaten.

Die dringendsten Geschäfte, die der Tod des Kaisers noch vermehrte, waren besorgt, und der Fürst Metternich erwartete zur festgesetzten Stunde in seinem Privatgemach den Grafen. Der Diener bekam den Befehl, nur diesen, sonst Niemanden vorzulassen; ein Beweis, daß die Durchlaucht großes Gewicht auf den jungen Mann legte. Der Wagen des Grafen hielt vor dem Palais Metternich's. Um sechs Uhr trat der Erwartete in die Stube des Ministers. Der Fürst saß an einem Pulte, auf welchem Bücher und Schriften zierlich geordnet sich befanden, er war mit Lesen beschäftigt. Als der Graf eintrat, legte er das Buch bei Seite, verbeugte sich,

ohne sich von seinem Sitze zu erheben, und rief dem Kommenden zu: „Es freut mich, lieber Graf, Sie zu sehen!"

Der junge Mann verneigte sich stumm mit dem Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht.

Der Fürst deutete mit der Hand an, daß sein Gast einen Stuhl und Platz nehmen möchte, und der Graf that also. Der junge Mann verharrte in seinem Schweigen, auch nachdem er Platz genommen, und erwartete die Anrede des Staatskanzlers.

„Sie haben viel Glück in der Welt!" begann dieser. „Sie sollten es vielleicht mehr, anders benutzen, als Sie es thun, Graf."

„Ein Glück, das man nicht zu benutzen weiß, ist doch wohl keines, Ew. Durchlaucht," entgegnete Julius.

„Hätten Sie keine Lust in den Staatsdienst zu treten?" frug der Minister.

„Wenn der Staat mich und ich den Staat brauchen kann, Ew. Durchlaucht."

„Glauben Sie, daß Sie Talent zur Diplomatie haben?"

„Wer rühmte das von sich Ew. Durchlaucht gegenüber! Aber ich habe den guten Willen zu lernen.“

„Sind Sie Patriot?“

„Ich weiß nicht, wie Ew. Durchlaucht hierüber denken, und vermag nicht zu antworten.“

„Wollen Sie mich Ihr eigentliches Wesen nicht sehen lassen?“

„Nein, Ew. Durchlaucht, weil doch ein Diplomat keines haben darf, um es nicht verleugnen zu müssen. Auch würde ich, wenn ich es sehen ließe, meiner diplomatischen Fähigkeit das bedauerlichste Armuthszeugniß schreiben.“

„Was halten Sie von dem östreichischen Staate?“ frug der Minister.

„Daß er der beste sei.“

„In wiefern?“

„In sofern Ew. Durchlaucht ihn regieren.“

„Sie hätten mir etwas bei weitem Schmeichelhafteres gesagt, wenn Sie ihn unbedingt gelobt hätten.“

„Ich sprach meinen Gedanken in dieser Be-

ziehung aus, weil ich weiß, daß ihn Ew. Durchlaucht sonst errathen hätte."

Metternich lächelte sehr zufrieden. „Wie konnte ein Mann wie Sie," hub er nach kurzem Stillschweigen wieder an, „eine Lebensweise führen, die ihn in die Reihe ganz gewöhnlicher Müssiggänger und Prasser stellt?"

„Ich wußte nichts Besseres zu thun; auf eigene Faust läßt sich in Oestreich nichts unternehmen, und Ew. Durchlaucht, durch die Alles gethan wird, haben mich nicht bemerkt."

„Warum haben Sie sich nicht bemerkbar gemacht?"

„Weil das zu gefährlich ist ohne die Bewilligung Ew. Durchlaucht."

Metternich lächelte selbstgefällig, indem er sprach: „In Oestreich besteht wohl eine starke Regierung; da hat jede Kraft ihr Maß und ihre Schranken, jeder Wille seine Leitung, jede Handlung ihre Controle." —

„Entschuldigen Ew. Durchlaucht, nicht j e d e Kraft, nicht j e d e r Willen, nicht j e d e Handlung." —

„Wir freilich, die wir oben stehen, sind unumschränkt; wie soll es anders sein? Wer, der nicht unumschränkt, allmächtig wäre, könnte diesen Wust von Launen, von Leidenschaften, die stürmischen Gewalten der Völker regieren?“

„Es ist gewiß gut, was Ew. Durchlaucht für gut halten, aber ich möchte wissen, ob dieses System, das Ew. Durchlaucht mit der unerhörtesten Geschicklichkeit in Anwendung bringen, fortbestehen kann, ob es für die Zukunft Haltbarkeit verspricht.“

„Après moi le déluge, mon chère comte; ein thörichter, verblendeter Staatsmann, der über sich hinaus berechnen wollte. Ich sorge für m e i n e Zeit; die nach mir kommen, mögen für die ihrige sorgen.“

„Ew. Durchlaucht machen es den Nachfolgern sehr schwierig.“

„Wie so?“ frug der Minister, und auf seiner Stirn ließen sich Schatten blicken.

„Wer wird nach Ew. Durchlaucht das System handhaben, ohne Schwächen bemerken zu lassen? Wer kann den Weg so fortsetzen, wie ihn

Ew. Durchlaucht eingeschlagen? Wo findet sich nach dem Fürsten Metternich ein Fürst Metternich?"

Es verlor sich nach dieser Erklärung nicht nur der Schatten von der Stirn des Ministers, sondern es trat das schon dagewesene Lächeln des Wohlgefallens wieder belebt auf seine Lippen.

„Après moi le déluge," wiederholte er, „ich habe mich nicht gekümmert um Den, der vor mir war, und kümmere mich nicht um Den, der nach mir kommt."

„Erlauben Ew. Durchlaucht mir eine Frage — —"

„Sprechen Sie frei; Sie dürfen was immer für eine Gesinnung verrathen; bei Ihnen verschlägt sie nichts. Sie sind ein gewandter junger Mann, der genau weiß, wo etwas anzuwenden ist und wo nicht, der mit den Reitern reitet, mit den Prassern praßt und doch seine Gedanken hat, die er mit dem Fürsten Metternich austauschen kann. Sie dürfen frei mit mir sprechen; ich werde Sie verwenden."

„Ist gewiß darauf zu rechnen," frug der

Graf, „daß für das ganze Leben Ew. Durchlaucht das angenommene System ausreicht?"

„Wenn ich unumschränkt bleibe, ja. Wer die Zügel straff hält, braucht eine starke Hand Es gibt keine Wahl: unumschränkte Herrschaft, oder keine. Eine Concession ist der Anfang von mehrern. Der erste abgezwungene Schritt zieht tausend andere nach sich, und die Widersetzung ist leichter bei dem ersten als bei dem letzten. Man muß dem Volke entweder Alles nehmen oder Alles geben. Eine Mitte zwischen diesen Beiden gibt es auf die Länge nicht. Ein Thor, ein verlorner Thor, wer sie einschlagen will!"

„Durchlaucht, Sie haben mir erlaubt, zu fragen, ich frage weiter. Ist der Gedanke, der eine neue und eine alte Welt bewegt, den Sie selbst von Oestreich nicht fern zu halten vermögen, zu besiegen, zu unterdrücken?"

„Der Gedanke muß sich seine Generationen machen; er hat das noch nicht gethan und er ist daher ohnmächtig. Bis jetzt herrschen wir mit unsern Gedanken; freilich, wenn wir schwach und

feige sind, wie Ludwig XVI. und Karl X., dann werden wir zu Boden geworfen und zermalmt, bevor wir uns zu erheben die Kraft und die Gelegenheit gefunden."

„Und warum wollen Ew. Durchlaucht sich diesem Gedanken entgegenstellen?"

„Ich will es, weil ich es kann."

„Könnten Sie nicht eben so ein Held des Fortschritts sein, wie Sie ein Held des Stillstandes sind? Wäre es nicht besser für die Welt, leisteten Sie der Menschheit nicht einen größern Dienst, als durch das Festhalten der bestehenden Verhältnisse?"

Der Minister sah, als diese Worte gesprochen waren, scharf prüfend auf den jungen Mann; dieser aber ließ in seinen ruhigen, unbeweglichen Zügen gar keinen Ausdruck sichtbar werden. Es trat eine Pause ein, die ebenfalls nicht im Stande war, den Grafen auch nur im mindesten aus seiner ruhigen, anscheinend indolenten Haltung zu bringen, und die von dem Fürsten mit den Worten unterbrochen wurde:

„Wahrlich, Sie haben Talent zur Diplomatie.“

Die Züge belebt gab der Graf zurück: „Ew. Durchlaucht machen mich zu stolz.“

Der Minister zeigte ohne Rückhalt seine volle Zufriedenheit. „Sie gefallen mir, Graf, vielleicht mehr, als Sie verdienen,“ sprach er, „mehr, als mir sonst Menschen zu gefallen pflegen; vielleicht blos, weil Sie trotz Ihrer Begabung und Berechtigung nichts gesucht haben. Wir wollen einander dienen.“ —

„Verfügen Ew. Durchlaucht über meine geringen Kräfte.“

„Würden Sie mir auch folgen, wenn ich vorwärts ginge, statt stehen zu bleiben?“

„Wenn Ew. Durchlaucht der Metternich der Bewegung würden, gewiß.“

„Sie sind von hohem Adel,“ warf der Minister hin.

„Ich ginge mit dem Fürsten Metternich,“ versetzte der Andere.

„Seien Sie ohne Furcht; Sie werden auf keine so gewagte Probe gestellt.“

„Es wäre eine wunderähnliche, es wäre die überraschendste Erscheinung, wenn Ew. Durchlaucht plötzlich das Lager des Absolutismus, die Partei der Dynastieen, der alten Ordnung verließen und zur Partei des Volkes überträten, um für das natürliche Recht, für die Gesetze der Vernunft mit derselben Energie, Umsicht und Geschicklichkeit den Kampf zu beginnen.“

„Possierlich wäre es!“ rief laut auflachend der Minister.

„Vielleicht auch ersprießlich und heilsam für die Welt, für die Menschheit,“ fügte der Graf derart lächelnd hinzu, daß der Fürst nicht zu unterscheiden vermochte, ob es Scherz oder Ernst.

„Ich werde die Posse, wie sich von selbst versteht, nicht aufführen. Ich werde in dem Kampfe zwischen der Dummheit und dem Verstande um die Herrschaft mit diesem halten. Der allein kann auf die Dauer herrschen, und ich will es durch ihn. Ich wirke eigentlich für mich, sowie Sie für sich, wie Jeder für sein eigen Heil und Gedeihen. Ich befinde mich weit besser ohne die Idee des Jahrhunderts, die eine

Lüge, weil sie nie Wahrheit werden kann, die ich von meiner frühesten Jugend an grimmig gehaßt. Ich stellte mich allein gegen den lügenhaften Unsinn, wenn ich keine Bundesgenossen fände, ich versuchte es ganz allein, die Verkehrtheit des Zeitalters zu bekämpfen. Ich hasse die Menge und ihre Gedanken, oder vielmehr ihre Gedankenlosigkeit, ich hasse diese riesige, ungestüme Kraft ohne Kopf, ohne Augen, bald hierher, bald dorthin gedrängt, ohne eigene Prüfung; sie muß dienen, diese Menge, sie muß keuchen unter der aufgelegten Last, sie muß bluten; groß ist sie, verderblich den Bessern, den Vorzüglichern, den Ausgezeichneten; was von der Menge abhängig gemacht wird, ist erbärmlich, ist verloren. Der Mann, der auf sie fußt, geht zu Grunde. Was haben die einzelnen verblendeten Schwärmer gefunden, die sich für das Volk geopfert, die sich der Menge hingegeben? — Undank, Verrath, einen Scheiterhaufen, ein Kreuz, einen Giftbecher. Ich wirke für meine eigene Größe, denn ich bin dankbar gegen mich; was dabei verloren und zu Grunde geht, kümmert

mich wenig; ich berechne nur meinen Gewinn und nicht meine Verluste."

„Und der Thron, der Kaiser, das Vaterland, wie halten es Ew. Durchlaucht mit diesen?"

„Mittel, nichts als Mittel. Was kümmert mich die gekrönte Puppe, wie dieser Ferdinand; wenn ich nicht in seinem Namen mächtig bin, wenn ich ihn nicht als Siegesfahne schwingen kann, wie eben eine andere? Was kümmert mich die beschränkte Menschenverkrüppelung, die der launige Zufall der Geburt auf den Thron gesetzt, die Alles thun zu können glaubt, und eigentlich Nichts thun kann, Nichts thut? Ich benutze den Kaiser, wie er mich benutzt; er wirft mich weg, ich werfe ihn weg, je nachdem Einer den Andern entbehren zu können glaubt; es besteht eine Allianz zwischen uns, wie eben Allianzen zu sein pflegen. Was kümmerte mich der Thron, wäre er nicht eine feste Burg für meine Macht und Größe? Nicht ihm, wenn auch in seinem Namen, sondern mir knechte ich die Völker, unterwerfe ich die empörten Kräfte; mir zähme ich die Staatsgewalten, unterdrücke ich

den Stolz des Adels, den Uebermuth des Reichen, das Ansehen des Priesters. Der Einfluß, den ich gewinne und behaupte, ist mein Vortheil. Der Thron dient mir, ich dem Throne. Und das Vaterland, was ist das? Ein unbestimmter Begriff, durch den sich die Menge erhitzt, ohne ihn zu fassen; eine stumme, blinde, todte Mumie, die man zum Kinderschrecken hinstellt. Das Vaterland besteht aus gewöhnlichen Menschen, die Menschen aus Schwächen; ich aber will nicht für, sondern durch die Schwächen arbeiten; das ist mein Patriotismus. Wollen Sie mir dienen?" setzte der Fürst sehr rasch hinzu.

„Nein, Ew. Durchlaucht," erwiderte der Graf.

Das Gesicht des Staatskanzlers fing an sich zu verdüstern, aber der Graf setzte ein wenig gedehnt und mit Nachdruck hinzu: „sondern mir."

Der Fürst lächelte zufrieden, als er sprach: „Ein sehr gelehriger Schüler." — — — —

Mitten in der Unterhaltung, die zwischen dem Fürsten Metternich und dem Grafen Dippold stattfand, trat ein Kammerdiener ein, über=

reichte Jenem ein gesiegeltes Schreiben mit den Worten: „Sehr dringend, Ew. Durchlaucht!" Der Fürst bat um Entschuldigung und las folgende Zeilen:

„Ew. Durchlaucht!

Es ward nach Höchstihren Befehlen die strengste Aufmerksamkeit dem Grafen Dippold zugewendet, und es hat sich bereits ein namhaftes Ergebniß herausgestellt. Gestern, als es dunkel geworden war, empfing der genannte Graf einen Besuch, und zwar einen Mann von fremdartigem, ärmlichem Aeußern. Der Graf blieb mit ihm bis tief in die Nacht hinein beisammen; sie führten mit einander illoyale Reden und brachten Toaste: dem Gedanken, dem Muth! Sie tranken auf ein frohes Wiedersehen mit „rüstiger Kraft, mit ungedämpfter, heiliger Gluth." Alles verrieth, daß sie in sehr naher Verbindung mit einander stehen und daß sie einen gemeinsamen Zweck verfolgen. Die Wohnung des Gastes ist bis zur Stunde noch nicht ermittelt; aber es dünkte mir um so nothwendi-

ger und dringender, Ew. Durchlaucht obige Angabe mitzutheilen, als mir bekannt, daß der Graf Dippold zu einer Conferenz von Ew. Durchlaucht berufen ist.

In der allertiefsten Ehrfurcht und
Unterthänigkeit
Graf Sedlnitzky.

Wien, den 4. März 1836."

Der Fürst hatte das Schreiben längst zu Ende gelesen, als er noch immer hineinblickte, noch immer zu lesen schien; er benutzte diese Momente, um zu überlegen, wie er sich dem anwesenden Angeklagten gegenüber benehmen sollte. Die polizeiliche Meldung brachte den Diplomaten, wie natürlich, nicht im Mindesten außer Fassung; aber sie war ihm unangenehm. Er ärgerte sich über die Polizei, die mehr erforscht haben wollte, als er durchschaut. Er sagte zu sich selbst, daß die Polizei diesen jungen, talentvollen Mann und seine Zwecke unmöglich begreifen könne, und daß sie, falls sie den so eben gehaltenen Dialog zwischen ihm selbst und dem

Grafen belauscht hätte, diesen dafür zur Verantwortung gezogen haben würde. So viel sagte sich der Diplomat zur Rechtfertigung seiner Menschenkenntniß und Beurtheilungsfähigkeit; aber andererseits verfehlte die polizeiliche Denunciation dennoch nicht, ihn zu mißstimmen, ihn mit Verdacht gegen den jungen Grafen zu erfüllen. Daher kam es, daß ein Schatten auf dem Gesichte des Ministers zurückblieb, als er das verhängnißvolle Papier bei Seite legte. Selbst der Ton seiner Stimme klang anders als vorher, als er sprach: „Sie sind also entschlossen, in den Staatsdienst zu treten?"

„Wohl, Ew. Durchlaucht!" erwiderte der Graf, indem er sich verneigte, und richtete prüfend seine Blicke auf den Fürsten, um den Grund dieser Veränderung zu erspähen.

„Sie kennen wohl die Grundsätze, die für jeden östreichischen Beamten unerläßlich sind und die er Jedem gegenüber zu bekennen hat?" frug der Minister kühl und zurückhaltend. Der Graf erschrak; er sah das gute Einvernehmen mit dem allmächtigen Staatskanzler schwanken, in Ge-

fahr, erschüttert zu werden; ein Verlust, der ihm unersetzlich und um so schmerzlicher sein mußte, als er in so kurzer Zeit so viel gewonnen, so entschiedene Fortschritte in seinem Streben gemacht hatte. „Was muß dieser Brief nur enthalten?“ war sein erster, sein nächster Gedanke. Er faßte Muth und antwortete dem Minister: „Ein östreichischer Beamter muß immer im Interesse der Regierung seine Grundsätze bekennen, oder auch verleugnen. Grundsätze gibt es für den eigentlichen Mann von Gedanken keine. Die Prüfung und Benutzung der vorhandenen Verhältnisse und Umstände, die gebieterische Nothwendigkeit dictiren die Grundsätze des Handelns und ihre Abänderungen.“

Der Minister schien nachzudenken und schüttelte zweifelnd das Haupt. „Dieser junge Mann ist ein Problem, und das ist schon sehr viel,“ murmelte er leise vor sich hin. „Es ist Ihnen also eigentlich gar nicht zu trauen?“ frug der alte Diplomat seinen Schützling.

„Ich werde thun was ich soll, Ew. Durchlaucht, und ich mache den Anfang, nicht um

meine Grundsätze, sondern um meine Gewandtheit, meine Fähigkeit zu bethätigen. Es gibt Einen Mann in der östreichischen Monarchie, der gefährlich ist."

„Der gefährlich sein könnte," fiel der Minister ein; „es ist Ludwig Kossuth."

„Er ist der durch Ew. Durchlaucht angeordneten Verfolgung entkommen; ich habe seinen Aufenthalt ausfindig gemacht, ich überliefere ihn der Verfügung Ew. Durchlaucht." —

„Sie können das?" frug der Fürst erstaunt und mit einer unverhohlenen Genugthuung, die offenbar aus der Ueberzeugung entsprang, daß er sich in dem Grafen nicht geirrt und ihn besser erkannt, als die Wiener Polizei.

„Der ungarische Agitator ist in Wien," setzte der Graf hinzu, „wohnt in der Salvatorgasse Nr. 211, vier Treppen hoch."

Der Fürst antwortete nichts weiter auf diese Mittheilung, sondern bat abermals um Entschuldigung, zog ein Blatt Papier aus dem Pult und schrieb folgende Zeilen:

„Herr Polizeipräsident!

Kossuth befindet sich in Wien, wohnhaft in der Salvatorgasse Nr. 211, vier Treppen hoch, ist sogleich festzunehmen, und ist mir von dem Erfolg des Unternehmens schleunigst Bericht zu erstatten.

Wien, den 4. März 1836.

Metternich.“

Nachdem das Blatt zusammengefaltet, adressirt und gesiegelt war, klingelte der Minister seinem Kammerdiener und übergab ihm das Schreiben mit den Worten: „Dringendst an den Grafen Sedlnitzky.“ Der Diener flog, um zu gehorchen. Der junge Mann, Zeuge dieses Thuns, das er sich nur zu gut erklärte, ward von Entsetzen ergriffen, seine Seele erstarrte, und er hatte eine große Aufregung, eine namenlose Unruhe zu bezwingen, zu beherrschen; er bezwang, er beherrschte sie.

„Wie eilig dieser Elende einen großen Menschen dem Verderben überliefert,“ dachte er bei sich; aber von Außen behielt er die glatte Freundlichkeit, den Ausdruck der Ehrerbietigkeit

und Ergebenheit bei. Der Fürst unterhielt sich, nachdem er das dringende Geschäft beendet, auf die liebenswürdigste Weise mit seinem Gast, theilte ihm mit, wie hoch er in der Gunst der Fürstin stehe, wie es sie stets freue, ihn zu sehen, wie sie bei jeder Gelegenheit seine Lobrednerin mache und wie sie ihn schon oft zum Aerger der Uebrigen für den ausgezeichnetsten Cavalier erklärt habe, mit einem Worte: die Huld des Fürsten war unbeschreiblich, ohne Grenzen; er lud den erstaunten Grafen ein, ihm in das Gemach der Fürstin zu folgen, und bat ihn, sich zu jeder Zeit als einen Genossen des Hauses zu betrachten. Sie fanden die Fürstin allein und in der besten Laune, den Gast zu empfangen. Das Gespräch hatte bald einen minder bedeutenden Charakter angenommen, und es dauerte nicht lange, so überließ der Fürst seiner Gattin ganz und gar die Sorge für die Unterhaltung des Gastes, und zog sich, wie er sagte, „auf kurze Zeit" zurück. Er wartete voll Ungeduld in seinem Gemach auf den Bericht der Polizei in Betreff der an Kossuth vorzunehmenden Verhaftung. Es

war ihm zweifach wichtig, daß sich die Angabe des Grafen bestätige. Er konnte nach seiner Beurtheilung auf den Grafen, wenn er sich als ein Angeber, ein Spion bewährte, wenn er den ungarischen Agitator wirklich verrieth, mit Sicherheit rechnen, und ihn zur Ausführung eines Planes benutzen, welcher es überhaupt veranlaßt, daß er den jungen Mann sich näher brachte, — und Kossuth andrerseits weckte in ihm tiefe Besorgniß. — Vor Kossuth und seiner Begabung fühlte er eine tiefe, innere Scheu, eine Furcht, wie noch vor keinem innern Feinde, ohne daß er sich von diesem Gefühl ganz Rechenschaft zu geben vermochte; er erkannte entweder, oder er ahnte blos in Kossuth einen gewaltigen Menschen, der eine Welt zu bewegen im Stande wäre. Dem sei wie ihm wolle, der Staatskanzler wartete mit Ungeduld auf die Nachricht von der Polizei.

Es war kaum eine Stunde vergangen, als der Polizeipräsident Sedlnitzky in eigener Person sich bei dem Fürsten Metternich melden ließ, und natürlich sogleich vorgelassen, berichtete, daß

Ihre Durchlaucht über den sträflichen Magyaren nach Belieben verfügen könne.

„Wo ist er untergebracht?“ frug der Staatskanzler, nachdem er seine Freude und seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben.

„Vorläufig im Polizeihause,“ antwortete der Präsident.

„Ich will ihn sprechen,“ erklärte der Fürst, „und zwar ins Geheim; machen Sie das möglich.“

„Der günstigste Ort für die Zusammenkunft wäre weine Wohnung, wenn es Ew. Durchlaucht beliebig wäre, sich dahin zu bemühen.“

„Wohl, so mag es sein,“ erwiderte der Staatskanzler nach kurzem Sinnen.

„Um elf Uhr Nachts,“ bemerkte wieder der Präsident, „wenn es leer und still geworden in den Straßen, lasse ich den Verbrecher in einem Wagen nach meiner Wohnung escortiren.“

„Ganz recht,“ versetzte der Fürst, „um halb zwölf komme ich zu Fuße dahin? Sie sorgen dafür, Präsident, daß so wenig Personen als möglich zur Mitwissenschaft gezogen werden.“

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht,“ sprach der

Untergeordnete, und ging, die nöthigen Anstalten zu treffen.

Der Fürst begab sich wieder in das Gemach seiner Frau, wo sich die Gesellschaft um einige Personen vermehrt hatte; er theilte dem Grafen Dippold den Erfolg des polizeilichen Einschreitens mit und sagte ihm, als dem Urheber dieser gelungenen Maßregeln, viel Schmeichelhaftes; er sprach ihm von dem unbegrenzten Vertrauen, das er in ihn und seine Fähigkeiten setze, und von seiner eigenen Bereitwilligkeit und seinem Entschluß, Beide zur würdigen Geltung zu bringen. Er forderte den jungen Mann auf, ihn des andern Tages zu besuchen, damit sie mit einander das Weitere über ihre künftigen Beziehungen besprechen könnten, auch bat er, darüber nachzudenken, welcher Kreis von Wirksamkeit ihm am meisten zusagte, um darnach den Ort und die Art der Wirksamkeit zu bestimmen. Mit dem Ausdruck des wärmsten Dankes schied der Graf von dem Minister, wie eben ein Günstling von seinem Protector, wenn ihm das erste Mal sein Glück angekündigt wird. Grauen und Haß,

Abscheu und Verachtung erfüllten sein Inneres, und er sprach zu sich selbst, als er den Palast des Ministers im Rücken hatte: „Wie die Niederträchtigkeit, die er bei mir voraussetzt, mich bei ihm empfiehlt, wie fest sie ihn an mich kettet! O, mein Gott, was wird er nur aus diesem großen, edeln Menschen machen, was wird aus diesen kühnen, himmelfliegenden Gedanken in der Fäulniß des Kerkers, unter dem fürchterlichen Druck ununterbrochener Einsamkeit, mein Kossuth, mein Kossuth, was wird aus Dir!" Es war ihm unmöglich, diesen Abend Menschen zu sehen, er ging nach Hause und sperrte sich in ein Zimmer, nachdem er zuvor dem Diener nachdrücklichst bedeutet, daß er für Niemand zu Hause sein wolle.

IX.

Ludwig Kossuth und Clemens Metternich.

Die Nacht war herangerückt, die kühle Frühlingsnacht; keine Klänge schollen, keine Lichter glänzten, die Lust des Carnevals war durch den strengen Befehl der Polizei unterbrochen, daß die Stadt trauern müsse um den gestorbenen Kaiser, und in Demuth gehorchend war Wien düster und schweigend, so wie das Drängen des Tages nach Brot und Gewinn aufgehört hatte. Die Winterschauer, die ungestümen Nachzügler des Winters, fegten die Straßen leer, und Wien war eine todte Stadt, als die Glocken die elfte Stunde verkündeten.

Ein einziger Fiakre rollte von dem Ende des „Hohen Marktes“ unter den „Tuchlauben“ dahin über den „Kohlmarkt“ und bog in die „Herrengasse“ ein. Der Kutscher schwang nicht so vergnügt und lustig die Peitsche, er trieb die Pferde nicht zu so raschem, munterm Laufe an, wie man das an dieser Gattung von Fuhrleuten in Wien gewohnt ist, er ließ mürrisch die Pferde im trägen Trott fortschlendern; es war ihm nicht so wohl zu Muthe, wie sonst, wenn er ein schönes Stück Geld zu gewinnen im Begriffe stand.

Er hatte sich seine Passagiere im Polizeihause geholt und er sagte sich: „Das bleibt stets ein traurig Fuhrwerk, wie viel man auch dabei gewinnen mag.“ In dem Wagen drin saßen Kossuth, ein Polizeicommissar und zwei bewaffnete Polizeidiener, stumme Genossen für einige Minuten. Kossuth hatte sich seinem Schicksal, das er sich selber bereitet, so ganz und gar ergeben, daß er nicht einmal frug, wohin er gebracht würde, sondern ganz willen- und theilnahmlos Alles mit sich vornehmen ließ, wie es der Gewalt, die sich seiner bemächtigt hatte, gefiel. Er

war zufrieden mit dem Verlauf der Dinge, die doch gerade so kamen, wie er sie haben wollte. Als er eingesehen, daß seine Verhaftung unvermeidlich sei, kam er nach Wien, um seinem Bundesgenossen, dem Grafen Dippold, das Verdienst der Auslieferung, das Verdienst der Angeberei zukommen zu lassen, um dadurch dessen Credit bei dem eigentlichen Chef der öſtreichischen Polizei, dem Fürsten Metternich, zu befestigen, um den Einfluß des Freundes zu vermehren. Wie er es in richtiger Voraussicht bemessen, so traf es zu.

Der gefangene Kossuth wurde in ein mehr als anständiges, von Lampen hell erleuchtetes Gemach in der Wohnung des Grafen Sedlnitzky gebracht. Kossuth begriff die seltsame Verfügung nicht, frug aber dennoch nicht nach dem Grunde derselben, sondern wartete ruhig und geduldig die Aufklärung von den Ereignissen ab. Die beiden Polizeidiener blieben draußen vor der Thür als Wache stehen. Der Commissar trat ein und forderte den Delinquenten auf, sich's ganz bequem zu machen. Kossuth ließ sich auf

ein üppig gepolstertes Sopha nieder. Er stützte den Kopf auf die Hand und überließ sich seinen Gedanken, ohne sich um seine Gesellschaft, den Commissar, auch nur im Mindesten weiter zu kümmern. Ermüdet von den verschiedensten Aufregungen, von dem Wechsel der heftigsten Empfindungen, von inneren Kämpfen, von Schmerzen und Leiden, die er empfand, sank er in Schlummer; der tröstendste aller Götter umspann ihn mit Ruhe, mit Vergessenheit; das Opfer seiner großen heiligen Gedanken war, wie andere Menschen sind, selig im Schlafe.

Nach einer halben Stunde, die ohne Unterbrechung verfloß, trat ein wohlbeleibter Mann mittlerer Größe, mit einem Gesichte, in welchem sich gemeine Sinnlichkeit und Verschlagenheit aussprachen, ein. Uebermuth und eine brutale Frechheit, die ebenso zur ausgeartetsten, rücksichtslosesten Tyrannei, wie zur hündischen Kriecherei bereit ist, drückte sich in Gang, Haltung und Geberde, in dem ganzen Wesen dieses Mannes aus. Das Gesicht war häßlich; eine rothgetrunkene Riesennase sprang unter kleinen, ste-

chenden Augen jäh hervor; runzelig schwammige Wangen, eine niedrige Stirn, ein im Wachsthum plötzlich gehindertes Kinn breiteten sich harmonisch um diese Nase; der Mund war unverhältnißmäßig breit und ließ schmutzig angefaulte Zähne sehen; der Kopf war mit einer dichten braunen Perrücke bedeckt. Es war der Polizeipräsident Sedlnitzky. Er warf einen Blick der Verachtung und des Zornes auf den schlafenden Magyaren; er winkte dem Commissar, der sich ehrerbietig von seinem Sitze erhoben. Dieser mußte auf dieses Zeichen vorbereitet gewesen sein, denn er frug, er forschte nicht weiter, sondern entfernte sich. Man hörte nun draußen Schritte von drei Männern, die bald verhallten. Die Wache wurde offenbar an einen andern Posten gestellt. Als die Schritte verschollen waren, verließ der Polizeipräsident das Zimmer, kehrte jedoch bald wieder einem Andern folgend zurück, der in der Haltung und mit der Sicherheit eines Mannes auftrat, welcher gewohnt ist, zu gebieten, zu regieren, jedem seiner Winke Folge leisten zu sehen. Es war, wie Jeder, der diese Zei-

len liest, erräth, der Fürst Metternich. Er war in einer einfachen Civilkleidung, ohne das geringste Abzeichen seines Ranges.

Er blieb stehen und betrachtete durch eine Lorgnette aufmerksam, mit großer Theilnahme den schlafenden Agitator. „Nicht uninteressant; die Stirn beunruhigend, sagte der Fürst Esterhazy; es ist wahr — und doch ein Thor," murmelte der Fürst vor sich hin. Er wandte sich an seinen Begleiter mit den Worten: „Dieser Mensch schläft so gut, als stände ihm gar nichts bevor, das an ein großes Unglück mahnte."

„Er denkt vielleicht, Ew. Durchlaucht lassen ihn zum Spaß festnehmen," erwiderte der Präsident.

„Wie gefällt er Ihnen, Graf?"

„Gut genug für den Galgen," lautete die brutale Antwort.

Die Blicke der beiden Minister ruhten auf dem Schläfer; an seiner Seele mußten düstere Bilder vorbeigezogen sein, denn der Schmerz war deutlich auf sein blasses Antlitz getreten. Als die beiden Gewalthaber ihn fixirten, fuhr

er hastig aus dem Schlafe empor, und als er die zwei Männer erblickte, die noch immer dastanden und ihn betrachteten, schauderte er und rieb sich die Augen, wie Jemand, der seiner Sehkraft mißtraut; er sah wieder und wieder nach den beiden Gestalten, von denen eine ihm aus Portraits bekannt und geeignet war, ihm das Verzweifelte seiner Lage in seiner ganzen Ausdehnung in's Gedächtniß zurückzurufen.

„Der Fürst Metternich," lispelte er unvernehmlich, „und der Andere, wie unerquicklich, wie abscheuerregend;" er erhob sich von seinem Sitz, verbeugte sich und blieb, die Augen fest auf seinen durchlauchtigen Gegner gerichtet, stehen. Der Staatskanzler mochte diese Situation nicht sehr behaglich finden und machte ihr mit der ihm eigenen Gewandtheit ein Ende.

„Wissen Sie wer ich bin, Herr Kossuth?" frug er.

„Wohl, Ew. Durchlaucht."

„Haben Sie mich schon einmal gesehen?"

„Nein, Ew. Durchlaucht, aber das Bildniß

des Fürsten Metternich — und ich habe mir diese Züge gemerkt."

„Ich komme selbst mit Ihnen zu reden."

„Sehr viel Ehre, sehr viel Hoffnung für mich, Ew. Durchlaucht."

„Verlassen Sie uns, Präsident," sprach der Fürst leise, für den Dritten unvernehmlich, zu seinem Begleiter, und dieser entfernte sich, nachdem er zuvor einen Blick des Unwillens auf den Magyaren geworfen, auf dessen Person man seines Erachtens viel zu viel Gewicht legte. Währenddem der Polizeipräsident sich entfernte, blieb das Gespräch unterbrochen und standen sich der Minister und der Agitator mit stolzen, prüfenden, tief eindringenden Blicken entgegen.

Der Fürst Metternich glaubte, daß er, der Mächtige, der über das Schicksal von Millionen entscheiden und der den Mann, der vor ihm stand, wie einen Wurm zertreten konnte, ohne daß irgend Jemand, der des Weges kommt, fragen würde, „warum" — daß er diesem Manne überlegen sei. Der Andere aber, getragen von seinen Gedanken, durch die Größe des selbstver-

hängten Unglücks unabhängig und furchtlos, frei durch seinen festen Willen, durch seinen Muth und seine Opferungsfähigkeit, vermöge seiner Selbstbestimmung ohne Rücksicht, ohne Zagen, fühlte sich bei weitem höher als der dienstwillige Knecht einer Dynastie, als der allmächtige Vertreter eines absterbenden Systems, alterschwacher Principien, die bei den leisesten Erschütterungen den Geist aufgeben müssen. So standen sich die beiden Männer schweigend gegenüber, bis die Thür hinter dem Polizeipräsidenten zuschlug, bis sie allein waren. Jeder hielt sich für den Meister des Andern.

„Ich kam zu Ihnen," begann der Staatskanzler alsbald, „aus einer unerklärlichen Laune, aus Caprice, ich wollte einmal so einen Mann sprechen hören, der, verzeihen Sie den Ausdruck, so thöricht ist, als ein Einzelner mit einer Macht, so fest gegründet, so tief wurzelnd, wie die östreichische Regierung, anzubinden; es gelüstete mich einmal einen solchen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der die Augen schließt und

sich dann, wie ein Kind in's Wasser, mit einem Sprung in's Verderben stürzt."

„Ew. Durchlaucht, ich bin in Ihrer Gewalt," gab Kossuth zurück.

„Dachten Sie daran nicht früher, daß Sie in meiner Gewalt sind?"

„Wohl, Ew. Durchlaucht, ich kannte Ihre Macht, wie ich sie jetzt kenne."

„Und dennoch?"

„Und dennoch, Herr, that ich was mein Beruf; auf einer Seite muß ein Mann stehen; ich stellte mich auf die Seite, wo es gefährlich ist, aber nicht etwa aus Bravour, sondern weil ich auf der andern nicht stehen konnte."

„Haben Sie sich zu einem Dienst gemeldet und ist Ihnen die begehrte Stelle verweigert worden?" frug der Minister, der die Erklärung Kossuth's mißverstand.

„Nein, Ew. Durchlaucht, ich bin nicht so unglücklich gewesen."

„Warum sollten Sie nicht auf der Seite stehen können, wo Erfolg und Glück ist? Warum sollten Sie die Zahl der Untergehenden, der Ver-

blendeten, Zermalmten vermehren müssen? Es ist Schade um Sie, ich muß Ihnen bekennen, daß es mir leid thut um Ihre Fähigkeiten. Benutzen Sie diese Theilnahme des Fürsten Metternich, retten Sie sich. Noch können Sie es, vielleicht einen Augenblick später und das Gewicht seiner Macht fällt schwer, schonungslos, erdrückend auf Ihr Haupt und Sie sind verloren."

„Retten? wie kann ich mich retten?" frug der Agitator.

„Führen Sie sich die Dinge vor die Augen, wie sie eben sind, und benutzen Sie die unerwartete, unverdiente Gunst des Schicksals. Es ist ein unverzeihlicher Fehler, Unausführbares zu beginnen. Sie haben ihn begangen, diesen Fehler."

„Ew. Durchlaucht sind so gnädig gegen mich, folglich bin ich gerettet. Weder Ihre Gnade, noch Ihre Strenge braucht der Rechtfertigung; und was kann ein einzelner Mensch der fest gegründeten Macht verschlagen? Geben Ew. Durchlaucht mich frei," sprach Kossuth.

„Nehmen Sie also das Bekenntniß, daß Sie gefährlich wären, wenn man Sie nicht vernichten könnte; blos weil man dies kann, sind Sie es nicht. Sie hätten sogar Recht, wenn Sie nicht so schwach und ohnmächtig wären, Sie sind es aber und haben Unrecht. Also ist es räthlich und vernünftig umzukehren, wenn die Möglichkeit dazu geboten ist, und die biete ich Ihnen. Glauben Sie mir, der Fürst Metternich ist kein zweites Mal so mild."

„Erlauben Ew. Durchlaucht die Frage, ob ein Mann umkehren kann von dem entschieden mit Bewußtsein eingeschlagenen Weg, ob das nicht so viel heiße, als aufhören zu sein? Ich erlaube mir die Frage, ob der Fürst Metternich umkehren könnte, wenn ihn die Umstände, die Verhältnisse dazu zwängen?" Das Gesicht des Staatskanzlers ließ Unzufriedenheit mit dieser verwegenen Frage merken und der Magyar fuhr fort: „Ew. Durchlaucht verzeihen, daß ich Sie mit mir verglichen, allein sie sind doch ein Mensch und ich bin ein Scheidender vom Leben, für den der Glanz der Erde nichts mehr gilt."

„Sie sind verloren, Sie haben zu leben aufgehört," erklärte mit Nachdruck der Minister, „wenn Sie beharren; schlimmer verloren, als wenn sie abweichen. Es ist wahr, daß wenn Sie den eingeschlagenen Weg verlassen, der alte Kossuth gestorben ist, aber ein neuer, glücklicherer lebt an seiner Stelle. Kehren Sie aber nicht um, so sterben Sie ganz und nichts bleibt von Ihnen übrig, nicht einmal eine Erinnerung; Sie wissen, wie leicht ein verschwundener, ein abgetretener Mensch vergessen wird. Ist da noch zu säumen mit der Wahl?

Kossuth blieb gänzlich unberührt von diesem Argument, so eindringlich es auch war; er hatte gewählt und er war der Mann, den keine Macht der Erde, keine Macht des Himmels von seiner Wahl zurückbringen konnte. Trotz dieser fürchterlichen Drohung und Aufmunterung bewegte sich nichts in seinen Zügen, das Angst und Hoffnung ähnlich sah.

„Sterben, verschwinden, wie eine Dolde, die ein Lufthauch weggeschüttelt, ist wohl bitter, Ew. Durchlaucht," nahm er das Wort, „aber was

bleibt dem zu thun übrig, der nicht leben und nicht sterben kann?"

Der Staatskanzler hielt diese Worte für den Ausdruck des Schwankens und sprach wie folgt: „Ich will für einen Augenblick vergessen, daß ich der Fürst Metternich bin und mit Ihnen wie ein Gleicher mit dem Gleichen reden. Sie gehen aus dieser Stube, entweder, um mich nie oder als Ihren Gönner zu sehen; wir wollen also wie zwei Menschen, die vom Schicksal gleich bedacht sind, mit einander reden; es ist mir einmal in den Kopf gekommen, Sie zu begünstigen. Setzen Sie sich." Er selbst nahm auf dem Sopha Platz.

„Dir, Knecht, zeige ich meine Seele nicht" dachte Kossuth, als er dem Beispiele des Fürsten folgte.

„Ich lege Werth auf Sie," begann hierauf wieder der Minister, „natürlich, ich hätte es sonst nicht der Mühe werth gefunden, hierher zu kommen und mit Ihnen zu reden; ich hätte Sie dahin geschickt, wohin viele Schwärmer vor Ihnen gebracht wurden. Aber Sie gehören nicht

zu denen, die keine Augen haben für Dinge, die vorhanden sind und die von Thatsachen abstrahiren, die sich nicht wegleugnen lassen. Sie sind gefährlicher als jene, könnten aber auch bei weitem nützlicher sein. Wollen Sie nicht lieber auf einer Seite stehen, wo Sie was ausrichten durch Ihre Fähigkeit, nicht nur für sich, sondern auch für Andere, als dort, wo Sie nichts Anderes durchsetzen, als sich zu verderben."

Und Kossuth hierauf: „Weil ich die Dinge prüfe und die Verhältnisse erwäge, weil ich die Thatsachen in Rechnung bringe, hege ich die Ueberzeugung, daß anders regiert werden müsse, als der Kaiser Franz bis jetzt regiert hat; erkenne ich, daß Ungarn mehr zu erreichen im Stande ist, als ihm bis jetzt zuerkannt worden. Denn Ungarn hat zwei Anhaltspunkte, einen alten und einen neuen, die Tradition und die Aufklärung, das geschichtliche und das natürliche Recht; es hat somit zwei Chancen, auf welche hin etwas durchzusetzen ist. Ew. Durchlaucht müssen mich verstehen. Nicht als glaubte ich, daß eines dieser Rechte oder auch ein anderes als solches Ih-

nen oder irgend einem anderen Kabinette gegenüber sich geltend machen könnte, nicht als ob ich wähnte, daß vorkommenden, möglichen Falls die östreichische Regierung, wenn es ihr dienlich erscheint, nicht des historischen wie des natürlichen Rechtes spottet, jenes wie dieses mit Füßen tritt; nicht als ob ich wähnte, die östreichische Regierung werde nicht nöthigenfalls über den Haufen werfen, was sie eben kann, ohne Rücksicht auf irgend eine andere Berechtigung, als den erfolgreichen Widerstand, den sie findet. Darüber, Ew. Durchlaucht, bin ich vollkommen im Klaren, aber ich glaube, eben dieser Fetzen von einer Constitution, wie man es am Hofe heißt, ist weit schwerer zu zerreißen, als die Kette, welche Ungarn an Oestreich bindet, schwerer als die Freiheit der Franzosen von Anno 30, als das Glück der Familien, so schwer fast, wie die pragmatische Sanction. Ew. Durchlaucht, der ungarische Bauer, der wie ein zahmer Ochse, und noch schlimmer, im Joche seines Gutsherrn, geduldig zieht, griffe, plötzlich wild gemacht, zum Schwert für das Stück vergilbten

Pergaments, dessen Inhalt ihm so fremd, wie die ewigen Gesetze der Welt, die er ohne Weiteres ausstreichen läßt; dieses vergilbte Pergament, das man die ungarische Constitution nennt, ist die Fahne, die von den Fäusten der ganzen Nation festgehalten wird. Der schnurrbärtige Magnat, der seinen goldgestickten Atillo so gern in der Sonne des Hofes flimmern sieht, und der noch immer eine Thräne vergießt, wenn er sich des begeisterten Ausrufes seiner Väter erinnert: Moriamur pro rege nostro! derselbe Magnat könnte, wenn sie an sein Pergament tasten zum Republikaner werden und die königlichen Insignien des heiligen Stephan in die Donau werfen, damit sie auf immer fortgeschwemmt und im Meer versenkt werden. Ew. Durchlaucht wissen das Alles. Lassen Sie also unsere Constitution eine Wahrheit werden und mein geringes Talent, mein geringer Einfluß hat aufgehört, gegen Sie zu sein."

„Für sich verlangen Sie nichts?" frug der Fürst halb ironisch.

„Nichts!" antwortete der Agitator.

Also doch ein Schwärmer!"

„Sollte ich mein Auskommen nicht finden können, werde ich mich an Ew. Durchlaucht mit der Bitte um eine Anstellung wenden," gab Kossuth zurück.

„Warum das nicht gleich?"

„Weil ich weder gehorchen noch befehlen will, weil ich keinen Ehrgeiz besitze, und die Ruhe, vorausgesetzt, daß sie kein Verbrechen ist, einem inhaltreichen, bewegten Leben vorziehe."

„Ein Mann mit solchen bürgerlichen Tugenden, und ein Hochverräther!" meinte halb ernst, halb scherzhaft der Minister.

„Hochverräther bin ich ja nur in den Augen des Fürsten Metternich; aber nicht des Mannes, der neben mir sitzt, und als ein Mensch mit einem Menschen spricht," versetzte Kossuth.

„Fassen Sie mich nicht falsch auf," fiel rasch der Fürst ein. „Glauben Sie ja nicht, daß etwa eine weiche Menschlichkeit mich überkommen, und daß ich unter dem Einflusse eines milden Gefühls zu Ihnen kam, um Sie zu retten. Sie sind ein Talent, und das wollte ich mir erhal-

ten. Gelingt es nicht, so vernichte ich Sie um so gewisser, je größern Werth ich auf Ihre Begabung lege. Entweder der Hochverräther Kossuth wird lebendig begraben, oder der loyale dient meiner Sache."

„Ich bin zu Ihren Diensten unter der gestellten Bedingung," sprach Kossuth.

„Sie sollen hierauf Antwort haben," versetzte der Minister. „Die Zügel der Regierung sind jetzt ganz in meiner Hand. Ist es denkbar, daß sich der Fürst Metternich an ein Stück Papier kehre, wenn es gilt, seine Macht zu vergrößern? Darum müssen Sie von dem Schauplatze des Kampfes verschwinden, weil der Lappen Papier so viel Bedeutung hat, und Ihnen einen festen Anhaltspunkt bietet. Und Ihnen folgen Sie Alle nach, die dasselbe thun wie Sie, und in unsern Gefängnissen ist Platz für Viele, nnd um aufrichtig zu sein, sage ich Ihnen, daß man nöthigenfalls noch anders aufräumt. Was Constitution! Die ist ewig eine Lüge nach der einen oder andern Richtung hin. In England ist sie ein Hohn für das Königthum, in Frank-

reich für das geckenhafte, eingebildete Volk. In Ungarn will ich sie ganz ausstreichen, oder sie soll so zur Lächerlichkeit werden, daß sich ordentliche Leute ihrer schämen; denn ich halte das Scepter im Namen des Königthums! Und wird diese Constitution von den Fäusten der ungarischen Nation gehalten, so gibt es Mittel, diese Fäuste zu zertrümmern. In Ungarn sind die Kräfte gespalten und leicht zu überwältigen; wir haben schon größere Schwierigkeiten überwunden, ohne zu weichen."

„Wahr! wahr!" sprach der Agitator zu sich; dem Minister gegenüber verharrte er in Schweigen.

„Verlassen Sie die Seite," fuhr der Minister fort, „auf die Sie sich gestellt, es ist dort nichts zu holen; ich spreche mit Ihnen so offen, wie ich es vielleicht noch nie gethan, ich weiß es nicht, warum; vielleicht weil ich auf jener Höhe stehe, wo zu verbergen und zu verhüllen überflüssig ist. Ich bin Kaiser von Oestreich. Warum wollen Sie die Gunst des Schicksals von sich weisen?"

„Gunst des Schicksals!“ wiederholte der Agitator.

„Sie finden ein Amt, eine Stellung, einen Wirkungskreis, Lohn und Vortheil, weitere Aussicht. Ist das nicht unermeßlich viel für einen Mann, den der Zufall hintangesetzt!“

„Ich und wieder Ich,“ erwiderte Kossuth. „Was aber wird mit Ungarn, dem Lande, das mir am Herzen liegt, weit mehr als mein Schicksal?“

„Wer sind Sie, daß Sie sich vermessen wollen, Länder in Ihr Herz zu schließen? Wer hat die Aufgabe in Ihre Hände gelegt, für Nationen Sorge zu tragen?“

„Ich bin ein Bürger jenes Landes, Herr Staatskanzler, bis zur Stunde noch nicht entmannt, erniedrigt, zum Sclaven ohne Muth und Willen erniedrigt; ich habe bis zur Stunde noch nicht aufgehört, ich zu sein, mir selber treu, von mir allein abhängig, und ich habe mir die Aufgabe gestellt.“

„Was wird aus Ungarn, wenn Sie aus der Welt verschwinden, wie ein verschollener Laut?“

sprach Metternich. „Was wollen Sie halten und stützen, der sich selbst nicht halten und stützen kann, den ein Wort aus diesem Munde zum Schatten macht, ohne alle Bedeutung und Wesen. Sie sind nicht mehr, Herr Kossuth, so wie ich es sage, und Sie wollen für das Heil der Nationen sorgen! Sorgen Sie für sich; es ist sehr viel, daß Sie es noch können!"

„Ohne Schwärmerei und Abspannung betrachtet, Ew. Durchlaucht," sprach Kossuth ruhig und fest, „dünken mir die Dinge anders, als Ihnen. Es arbeitet etwas gegen Sie, das Sie verachten und gering schätzen, und das doch Ihr System umstürzt und Sie mit ihm." Der Redner schien in seinem Sinnen verloren, und als sehe er die Zukunft, fuhr er fort: „Sie werden an der Neige Ihrer Jahre eine Welt vor sich zertrümmern sehen, an deren Erhaltung Sie Ihre Kraft, Ihr Leben gewendet. Aus dieser Ordnung, die Sie als ein großer Meister, als ein großer Rechner erhalten, werden Sie eine Zerrüttung entstehen sehen, mit Ihren Augen noch sehen, welche die ganze große Summe Ih-

rer Vergangenheit ausstreicht, und dieses traurige Ergebniß, diese Verrechnung wird und muß Ihnen nahe gehen, Sie mögen die Dinge nehmen wie Sie wollen. Es kann kein schlimmeres Geständniß für einen Staatsmann geben, welcher Partei, welcher Richtung er auch angehören mag, als wenn er sich sagen muß: ich habe mich geirrt, und Ew. Durchlaucht, das ist meine vollkommene Ueberzeugung, die ich mit nüchternem Sinne den Dingen entnehme: Ew. Durchlaucht irren sich. In diesem Zustande, wie Sie es wollen, kann die Gesellschaft nicht erhalten werden, oder es ist ein Glück, man wird aus ihr hinausgestoßen und wäre es auch in einen Kerker oder in ein Grab. Ew. Durchlaucht verrechnen, irren sich; man kann die Christusse, aber nicht das Christenthum kreuzigen, und die einfache Wahrheit, die kunstlose Logik des Jahrhunderts muß noch weit mächtiger und wirksamer sein, als die Idee des Christenthums, die von der Welt doch nur so eifrig erfaßt wurde, weil sie keine andere hatte. Die einfache Wahrheit wird und muß Sie besiegen,

Herr Staatskanzler; warum sollte ich mein Schicksal an das Ihrige knüpfen!"

„Sie sind doch nur ein gewöhnlicher Schwärmer. Sie sprechen auch wie die Andern von dem Gedanken, dem unsichtbaren Gespenst, der ohne Träger, ohne Vertreter nichts ist; Sie sind auch clairvoyant und sehen wunderbare Dinge in der Zukunft, Sie schließen die Augen, um zu schauen und zu erkennen und übersehen die wirklichen Thatsachen, denen doch einzig und allein zu glauben ist. Herr Kossuth, zwei Revolutionen in Frankreich wurden unterdrückt, das gibt ein wahrhaftes Zeugniß; Herr Kossuth, ein Napoleon wurde unter dem Gewicht der bestehenden Verhältnisse getödtet, das beweist wohl ihre Kraft und ihre Festigkeit; Herr Kossuth, die Menschen, sehen Sie sich diese an in der Kaserne und im Bureau, im Comptoir und auf der Pusta, in der Hütte und im Palast, dann rechnen Sie und wenn Sie etwas Anderes herausbringen als Bestand der Dinge, wie sie eine mächtige Hand ordnet, so sind Sie ein Stümper im Rechnen und ich habe mich in Ihnen so sehr

geirrt, daß ich Sie schon deswegen aufgebe, um meinen Irrthum gut zu machen."

„Sind die zwei Revolutionen todt? Sind die Elemente derselben gestorben?" frug Kossuth.

„Wohl," antwortete Metternich, „die materielle Lebensfrage hat sie verschlungen. Die Gedanken der Revolutionen leben wohl in einzelnen Köpfen, allein der Zündstoff für diese Funken fehlt; sie fallen auf unentzündliche Lebensgeister, die sich fristen und nähren wollen. Panem et Circenses! schreien die Völker: das ist ihre Freiheit und Gleichheit. Vergebliche Mühe, sie aus dem Kreis ihres engen Strebens herauszuheben, und sie in großen Dimensionen wirken zu lassen! Sie verrechnen sich, mein Freund, weil Sie die Pusten, Gehöfte, Wirthschaften mit Kossuth's bevölkert glauben; wir calculiren recht, weil wir die unter uns, als unter uns gehörend betrachten. Herr Kossuth, stehen die Sachen nicht so?"

„Nein, Ew. Durchlaucht," erwiderte rasch und entschieden der Agitator; „denn Sie hätten als Minister Ludwig XVI. vor dem Jahre des

Heils 1789 auch so gesprochen; die Ereignisse von damals waren weit unwahrscheinlicher als die, welche kommen werden, kommen müssen. Es gibt auch ein Gespenst, welches blos Clairvoyants sehen, und welches von den größten Staatsmännern, wie der Fürst Metternich, unbemerkt bleibt. Ew. Durchlaucht, heißt das nicht nach Thatsachen urtheilen?"

„Ein Fürst Metternich hätte die Revolution von 1789 ebenfalls unterdrückt," erklärte der Staatskanzler mit großer Selbstgefälligkeit.

„Gegen diesen Glauben überlasse ich der Zeit Einsprache zu thun; sie wird es auch, ich bin dessen gewiß. Jedenfalls können Sie sich so gut irren, wie ich, und ich will doch lieber an meinem, als an Ihrem Irrthume zu Grunde gehen," erklärte Kossuth.

„Sie weisen mein Anerbieten zurück?" frug der Minister.

„So thue ich, Ew. Durchlaucht," antwortete Kossuth.

„So werfe ich Dich zu den Todten," murmelte der Minister leise, unvernehmlich vor sich

hin. Er stand auf, Kossuth that ein Gleiches. „Gute Nacht, Herr Kossuth," sprach der Staatskanzler, indem er sich höflich verbeugte. Der Agitator erwiderte ernst und schweigend den Gruß.

Der Fürst wandte sich eben zum Gehen, als der Polizeipräsident blaß, zitternd, ganz außer sich in das Gemach stürzte und die Worte stammelte: „Ew. Durchlaucht, die ganze Straße ist von Leuten voll gefüllt, ihre Zahl wächst immer mehr an, sie führen Gott weiß was im Schilde!"

„Fassen Sie sich, Herr Polizeipräsident," sprach der Staatskanzler mit einem strengen, mahnenden Blick; darauf sah er mitleidig, mit Verachtung den Agitator an, und ging an's Fenster; er schob den Vorhang ein wenig bei Seite und musterte eine versammelte Menge, die schweigend dastand, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich hier wollte. „Der Fürst Metternich! Der Fürst Metternich!" scholl es nun durch den ganzen Haufen, von denen Einige den allmächtigen Minister erkannten. Der Fürst verließ das Fenster wieder, und wandte sich an den noch immer

zitternden Präsidenten mit den Worten: „Was gibt es da zu fürchten? die da unten wollen blos gaffen, die Neugierde hat sie hergebracht, ein gegebener Befehl wird sie zerstreuen. Sie aber sind unfähig, Etwas zu unternehmen, schicken Sie mir den Commissar.“ Der Graf Sedlnitzky verließ das Zimmer. Die Menge in der Straße fing an unruhig zu werden, sie schrie, sie lachte, sie tobte.

„Ist das Ihr Werk?“ frug der Minister den Magyaren.

„Nein,“ antwortete Kossuth.

„Ich glaube es Ihnen,“ versetzte der Minister, und erwartete schweigend den Commissar. Dieser mußte in einem ganz abgelegenen Theile des Hauses geweilt haben, denn es dauerte eine ziemliche Weile, bis er erschien. Endlich kam er. Er trat äußerst befangen ein; allein es war nicht zu entscheiden, ob die Gefahr von außen, oder die Autorität von Innen diese Wirkung hervorbrachte.

„Wissen Sie, was vorgeht?“ frug der Fürst den Commissar.

„Zu Diensten, Ew. Durchlaucht.“

„Gehen Sie hinunter und ermahnen Sie die zusammengerottete Menge, im Namen des Gesetzes, sich zu zerstreuen.“ Der Commissar verfärbte sich, verbeugte sich aber tief, sehr tief, und ging, den Befehl seines Oberherrn zu vollführen. Es dauerte nicht lange, so schwieg draußen die Menge, und die ermahnende Stimme des Commissars scholl bis in das Zimmer herauf, wo der Minister und der Agitator in sichtbarer Ruhe schweigend dastanden, das Ende des ihnen geringfügig scheinenden Vorfalls abwartend.

„Was wollen Sie hier?“ haranguirte der Commissar, „warum beunruhigen Sie in dieser nächtlichen Stunde die Stadt?“

„Was wollen Sie hier, warum beunruhigen Sie uns in dieser späten Stunde!“ rief Einer aus dem Haufen, und dieser brach nun in ein schallendes Gelächter aus.

„Sie machen Witze!“ sprach der Fürst zu seinem Zimmergenossen.

Der Angeredete nickte bitter lächelnd mit dem Kopfe.

Der Haufe wurde wieder still, und der Commissar schrie:

„Wissen Sie, was die erste Pflicht eines guten Bürgers?"

„Ruhe! So lassen's uns in Ruh!" rief wieder Einer aus dem Haufen, und der Haufen lachte wieder, daß die Straße erdröhnte.

„Die sind nicht gefährlich!" sprach Metternich.

„Wahrlich, nein!" erwiderte Kossuth, „aber sie können gefährlich werden," fügte er hinzu; „und Ew. Durchlaucht, es könnte ein Mal eine weit größere Schaar, und ohne Scherz vor Ihr Fenster treten, mit einem Ernst, der auch Ihren Muth erschüttern dürfte!"

Der Fürst lächelte, als er sprach: „Wozu habe ich Soldaten und Bajonnette, die beide blind gehorchen!"

„Soldaten und Bajonnette können auch versagen," versetzte Kossuth.

„Hören Sie, hören Sie!" schrie der Commissar, und nach und nach trat wieder Stille ein. „Als gute Bürger müssen Sie die Gesetze achten,

und ich fordere Sie im Namen des Gesetzes auf, sich zu zerstreuen und nach Hause zu gehen."

„Wir fordern Sie im Namen des Gesetzes auf, sich zu packen, und nicht so dumm zu sein!" schrie Einer dem Commissar entgegen, und ein betäubendes Gebrülle folgte diesem Aufrufe. Nun wurde Witz auf Witz gemacht und es wuchs der Tumult.

„Dieses Mittel verfängt nicht, es ist gar zu zahm," äußerte der Minister, „sie brauchen einen kräftigern Trank."

„Der Fall ist durchaus nicht bedenklich, Ew. Durchlaucht, ein minder energischer Arzt, als Sie, würde abhelfen, aber die Zeit wird kommen, da Sie Gelegenheit haben werden zu zeigen, wie viel sie ausrichten können," erklärte Kossuth.

Der Commissar hatte den ihm ertheilten Befehl vollführt, und da er keine weiteren Instruktionen hatte, kehrte er zurück, um diese einzuholen. Er trat in das Zimmer, und nachdem er sich devotest verbeugt, berichtete er, daß seine Aufforderung und Ermahnung nichts weiter, als Spott und Gelächter der Menge bewirkt.

„Begeben Sie sich in die Kanzlei des Herrn Polizeipräsidenten," gebot Metternich, „holen Sie von dort die Aufruhrakte und begeben Sie sich abermals hinunter zu der versammelten Menge, lesen Sie diese mit lauter, kräftiger Stimme vor, und ich glaube, daß Sie durch diese Lection mehr wirken werden, als durch Ihre Originalberedtsamkeit." Der blasse, zitternde Commissar ging an die Ausführung der erhaltenen Befehle.

Die Menge lärmte fort, ohne irgend eine eigentliche Absicht an den Tag zu legen, es war nichts, als ein leeres Geschrei zu hören. Als der Commissar zum zweiten Mal erschien, wurde er mit Spott und Gelächter, mit Schimpfreden und Drohworten empfangen; er kehrte sich aber durchaus nicht daran, sondern stieg auf einen Stuhl, und begann pflichtgemäß nach Vorschrift die Aufruhrakte laut schreiend vorzulesen; und wie die Worte aus seinem Munde schollen, änderten sich die Physiognomien des Haufens, an die Stelle der Lustigkeit trat Verstimmung, die lebhaften Geberden verwandelten sich in die Ge-

berden des Schreckens und der Erstarrung. Die Reden stockten, die Augen stierten den Vorleser an; es war beinahe zu sehen, wie sich die Niedergeschlagenheit der Gemüther bemächtigte. Lautlose, athemlose Stille herrschte unter der früher so geräuschvollen Menge, während der Dauer dieser unheimlichen Vorlesung. Eine Versteinerung wie durch das Gorgonenhaupt schien diesen unruhigen, bewegten Haufen plötzlich festzuhalten, und als der Vorleser geendet hatte, dauerte das Schweigen und die Niedergeschlagenheit fort. Niemand blickte den Andern an, als ob er sich schämte, den Blick vom Boden, an dem er wurzelte, zu erheben; und so entfernten sie sich Alle, die Häupter gebeugt, die Blicke gesenkt, geräuschlos, furchtsam, wie Verbrecher. Der Commissar blieb auf seinem Stuhle stehen, und sah voll Selbstbewußtsein der Wirkung einer Maßregel zu, mit deren Ausführung er betraut war. Als diese Männer schweigend, leise auseinander schlichen, und sich zu zerstreuen anfingen, da gewahrte der Commissar ein altes, runzeliges Weib in ärmliche Fetzen gekleidet, die auf ihrer Stelle

stehen blieb, mit Hohn im Angesichte umhersah, und von Zeit zu Zeit ein lautes, gellendes Gelächter aufschlug, das sie den sich Entfernenden nachsandte. Er ließ das alte Weib festnehmen.

„Das hat gewirkt!" sprach Metternich zu seinem Zimmergenossen.

„Es war an der Wirkung von vorn herein nicht zu zweifeln," gab Kossuth zurück.

„Und für diese wollen Sie wirken, sich opfern?" frug der Minister.

„Für Bessere, für Alle!" erklärte der Agitator. „Erinnern Sie sich dieser Stunde," setzte er hinzu, „wenn einst mächtige Stimmen, wie die des Oceans, an Ihr Ohr dröhnen und Sie den Sturm nicht mehr durch die altgewohnte Zauberformel, die Aufruhrakte, beschwören können, erinnern Sie sich dann des Mannes, den Sie einen Thoren gescholten, den Sie als einen Thoren verdammt und auf dessen Reden zu achten Ihnen selbst heilsam gewesen wäre."

„Der Haufen vor diesem Fenster sprach Ihren Ansichten das Urtheil; was auf diesen Grund gebaut wird, bricht zusammen. Wir müssen

scheiden, gute Nacht, Herr Kossuth," sprach Metternich. —

Der Commissar kehrte, Triumph in den Mienen und Blicken, wie nach vollbrachter Heldenthat, zum großmächtigen Befehlshaber zurück und legte in aller Form Rechenschaft von der Ausführung des erhaltenen Befehls und dem günstigen Erfolg derselben ab. Der Staatskanzler äußerte seine Zufriedenheit. Nicht lange nach dem Commissar traten auch Ihre Excellenz der Polizeipräsident, ein Bedeutendes befangen und schüchtern, in das Zimmer. Hochdieselben hatten sich in der Angst ihres Herzens verborgen und den Schlupfwinkel erst dann verlassen, als sie merkten, daß die Gefahr vorüber sei. Nun fürchteten sie die Strenge des Vorgesetzten und krochen submiß, wie ein sich schuldbewußter Hund, herbei, um die verdienten Stockprügel ergebenst in Empfang zu nehmen. Der Fürst berührte das Geschehene gar nicht, sondern sprach zu dem Polizeipräsidenten, zuerst auf den Commissar deutend:

„Ich empfehle Ew. Excellenz den Herrn

Hofrath Amberg," und hierauf: „den Herrn Kossuth vertraue ich Ihrer Sorgfalt. Leben Sie wohl, meine Herren!"

Der Staatskanzler verließ, von den beiden Beamten begleitet, das Zimmer und kehrte in seinen Palast zurück.

Kossuth war einige Augenblicke allein; es entfuhren ihm die Worte: „mein Gott, was wird aus dem Werke, das ich begonnen? Des Schauderns kann sich wohl kein Mensch erwehren, wenn er sich trennen soll von all dem Liebgewonnenen, Angenehmen, Vertrauten, von dem Verkehr der Herzen und Geister. O mir schaudert!"

Als aber der Polizeipräsident mit der ganzen, wiedergewonnenen Frechheit, da er sich außer Gefahr und wieder unumschränkt sah, eintrat, nahm Kossuth seine ruhige, imponirende Haltung von vorher wieder an und es war wieder etwas Gebieterisches in seinem flammenden Blick, wovor es der gemeinen Seele des Polizeioberbüttels bangte. „Sie werden jetzt wieder abgeführt werden," sagte der Präsident im barschen Tone zu dem Magyaren.

„Ich bin bereit," erwiderte dieser ruhig und würdevoll.

„Machen Sie keine Versuche zu entkommen, sie sind alle vergebens, wir sind darauf eingerichtet, solche" — Kossuth sah ihn fest an, und er stammelte — „Herren zu placiren."

„Ich weiß das," gab wieder Kossuth ganz ruhig zurück.

„Und die Befreiungsversuche, wenn deren etwa im Werke sind, glücken auch nicht, wie Sie gesehen haben."

„Ich erwarte, ich wünsche keine!" sprach der Magyar.

„So thuen Sie am Besten; nur bescheiden und ruhig sich verhalten!"

„Ich bin bereit zu gehen," erklärte Kossuth.

„Amberg," sprach Sedlnitzky zum neu kreirten Hofrath, „Sie müssen heute zum letzten Male den Dienst eines Commissars versehen, die Noth erheischt es."

„Ich bin ganz zu Diensten, Ew. Excellenz!"

Der Gefangene wurde auf dieselbe Weise in's Polizeihaus zurückgebracht, wie er hierher gebracht

worden war. Er blieb daselbst nur eine Stunde und wurde noch dieselbe Nacht weiter befördert. Er wurde in einem derart verhängten Wagen eskortirt, daß er weder etwas sehen, noch gesehen werden konnte. Es ward ihm kein Blick gegönnt auf die Gegend, durch die er kam, er durfte den Wagen während der ganzen Reise nur in den dringendsten Fällen und mit verbundenen Augen verlassen, ob sie gleich mehrere Tage dauerte; auf diese Weise wurde er in eine Haft gebracht, ohne daß er ihren Namen oder den Ort, wo sie sich befand, erfuhr. Er selbst wußte nicht, geschweige denn die stumpfe, kalte Welt, die sich um ihre unglücklichen Helden nie kümmert, wohin er gekommen sei. Während Kossuth diese traurige Reise begann, legte sich Metternich ruhig zu Bette, und von tausenderlei Geschäften in Anspruch genommen, hatte er den andern Tag die Begegnungen der vergangenen Nacht fast vergessen.

X.

Das Ehepaar.

In einem Hause auf dem Graben, in einem Zimmer, eben so glänzend, als bequem, eben so elegant als geschmackvoll eingerichtet, saßen zwei Damen im lebhaften Gespräche beisammen. Sie saßen Beide auf dem Sopha ganz nahe gerückt, sehr traulich. Ein Flügel von Streicher, Lithographieen von Kriehuber, Bilder, Portraits von Amerling und andern Meistern, Meubles von Mahagoni, Teppiche mit eingearbeiteten Blumen, die ihren Lenz zu feiern schienen, so frisch und lebendig sahen sie aus, verkündeten die außerordentlich glücklichen Conditionen Desjenigen, der dieses Gemach bewohnte. Trotz all' ihrer Vorzüglichkeit aber hätten die

Meisterstücke der Kunst und der Industrie in diesem Augenblicke dem Eintretenden keine besondere Theilnahme abzugewinnen vermocht; denn alle Aufmerksamkeit mußte sich nothwendig nach dem einen lebendigen Meisterstück auf dem Sopha wenden; es war dies die Fürstin Mariane von Roben, die im Verlauf dieser Geschichte bereits zwei Mal aufgetreten und an dem Auge des Lesers flüchtig vorübergegangen. Sie war das reizendste Weib, das jemals Augen geblendet, Köpfe verrückt, Herzen verlockt, Liebe entzündet, Huldigungen gewonnen. Sie war junoisch schön und imposant, und doch auch voll Anmuth und Grazie. Ihr Körper, alle Theile desselben waren von antiker Schönheit und Regelmäßigkeit; die Formen waren musterhaft, vortreffliche Studien für Thorwaldsen und Canova, und doch war die Bewegung dieses Körpers leicht, fein und gewinnend. Dunkelbraune Haare schattirten ein Gesicht vom edelsten Schnitt, von einem Teint, der matt, ohne Frische war, aber gerade dadurch den Zügen ein interessantes Gepräge verlieh. In den tief blauen Augen sah

man bald Schwermuth, bald Heiterkeit; man sah sie weinen und lachen, klagen und höhnen; bald war tiefer, fast rührender Ernst, bald Laune und Lustigkeit über dieses schöne Angesicht gebreitet. Eine zweifache Natur schien in diesem Weibe zu wohnen und erhöhte den Reiz ihrer Persönlichkeit; ihr Wesen schien einem Wechsel unterworfen, der die Liebe zu ihr bis zum Wahnsinn steigerte und das Herz, das an ihr hing, in fortwährender Unruhe, in dauernden Schwankungen, in großen Aufregungen erhielt. Ohne coquett zu sein, weckte und vernichtete sie Hoffnungen, ohne affectirt zu sein, täuschte sie oft über ihr eigentliches Wesen. So war die Dame, welche das bezeichnete Zimmer bewohnte. Die Andere auf dem Sopha war eine Freundin, die Marquise von Lormage, eine frische, heitere, junge Pariserin, die an der Fürstin so fest hing, daß sie ihren Gatten, den in Jahren vorgerückten Marquis, bewogen, von Paris nach Wien zu übersiedeln, damit sie in der Nähe ihrer Freundin leben könnte. Sie hatte hübsche dunkle Augen und Haare, schöne weiße Zähne, rothe

Lippen, ein Grübchen im Kinn und lachte viel. Ihr Mann war sehr gutmüthig und ließ sie fast in Allem gewähren, und sie fühlte sich sehr glücklich in dem bequemen Ehestand. Sie hatte geraden gesunden Menschenverstand, viel Witz und Verschlagenheit und wußte sich ihre Situation im höchsten Grade angenehm zu machen. Sie war ein armes Mädchen, eine adlige Waise gewesen und hatte die Neigung des reichen Marquis gewonnen und die Verbindung mit ihm trotz aller Hindernisse, die ihr von seinen Verwandten in den Weg gelegt worden, durchgesetzt. Sie hatte auch bereits einen Erben des großen Reichthums zur unendlichen Befriedigung des Marquis Lormage zur Welt gebracht und lachte ein Erkleckliches über die getäuschten Erwartungen der verschiedenen erbschleichenden Verwandten ihres Gemahls.

„Es ist bald sieben Uhr, Mariane," rief die kleine Marquise, sich plötzlich erinnernd; „wir dürfen doch die Arie von Paygi: „Ah, perche non posso odiarti" nicht versäumen; es wird überhaupt in der Oper heute sehr amüsant, sehr

belebt sein; komm, laß uns den ersten Mai würdig beschließen."

„Aber Therese," erwiderte die Fürstin, „wie kann man so unersättlich sein? Wir sind kaum aus dem Prater zurückgekommen, wo Du doch genug berauscht hast und warst, und — — —"

„Verzeihe, hast Du den jungen Grafen Kolowrat heute gesehen, wie er sich zu Pferde ausnahm?" unterbrach die Französin.

„Ist er denn zu vermeiden, dieser junge Mann? Dringt er sich in dem Bewußtsein seiner Schönheit nicht gewaltsam auf durch Coquetterieen, die Dir Ehre machen werden, Therese? Solch ein männliches Wesen ist mir zu komisch, als daß es etwas Anderes in mir erwecken könnte als Gelächter."

Der ganze Muthwillen der Fürstin ließ sich in ihrem Angesichte blicken; sie lächelte und ließ dabei Zähne bemerken, welche eben so weiß als gleich, die Perlen an dem Halse ihrer Freundin beschämten.

„Ach, wirklich, Mariane, Dich hat er auch

firirt?" frug in kläglichem Tone halb ernst, halb scherzhaft die Marquise.

„Er hat mir brennende Blicke zugeworfen, Therese, er hat sein Pferd an meinem Wagen so arg courbettiren lassen, daß ich für sein Leben zu zittern anfing; ich schwöre Dir es zu, Du arme Betrogene!" gab die Fürstin lachend zur Antwort.

„Dann hat er ja vor Dir dieselben Künste producirt, wie vor mir; warte nur, ich will mich an ihm rächen; nicht mehr ansehen will ich ihn. Der Marquis wollte ihn bei mir einführen, aber nun bringe ich ihn davon ab; und Du, Mariane, mußt ihm dieselbe Gleichgiltigkeit und Kälte fühlen lassen."

„Du weißt, ich habe nicht die geringste Aufmerksamkeit für Männer der Art, die kein Recht auf diesen Namen erworben haben."

„Aus der Umständlichkeit des vorhergegangenen Berichtes zu schließen, liebe Mariane," versetzte lachend die Marquise, „hast Du für diese Männer ohne Recht auf ihren Namen doch einige Aufmerksamkeit."

„Dergleichen Beobachtungen unterhalten, ergötzen mich bisweilen eben so, als sie mich zu einer andern Zeit langweilen.“

„Was hat Dir eigentlich im Prater gefallen, Mariane?“ frug die Marquise.

„Alles, es war so schön, so bunt, so belebt!“

„Wer hat Dir gefallen?“

„Die Fürstin Schwarzenberg war bezaubernd, die Zapari konnte einen Trappisten verführen, so anziehend ist Alles an ihr. Die Liechtenstein ist eigentlich schön, und wie trefflich hat sie ausgesehen!“ — — —

„Ach, Mariane, Du weißt es ja, daß ich nicht von Damen spreche; ich bekenne Dir es offenherzig, die schönsten interessiren mich nicht; aber es waren doch sehr hübsche, auch interessante Männer im Prater?“

„Hübsche? wohl; interessante? nicht daß ich wüßte.“

„Du bist eine Undankbare.“

„Wie so, Therese?“

„Du hast doch wohl gesehen, wie sie comme

de coutume Dir zu gefallen sich bemühten, wie sie sich ablösten in den Huldigungen par distance, wie sie die Monocles und Binocles maltraitirten, um ja nichts an Dir zu übersehen, wie sie wogten, wie sie sich drängten, zusammenrotteten; das Alles aus Interesse an Dir, und Du sagst fast gähnend: „Interessant? nicht daß ich wüßte," heißt das nicht undankbar sein? Schäme Dich, Mariane; ich hätte nicht geglaubt, daß Du so ein böses Herz hast. Ich an Deiner Stelle würde mich schon aus Dankbarkeit wenigstens zehn Mal verliebt haben. So viele Menschen verzweifeln zu machen, ist gegen meine christlichen Grundsätze, und es kann doch nicht Jeder ein Kaiser von Rußland sein." Die Fürstin mußte lachen und die Marquise lachte mit.

„Siehst Du, Therese, ganz ernsthaft gesprochen, ist der Herrscher aller Reußen der einzige Mensch auf Erden, gegen den ich mir in dieser Beziehung etwas vorzuwerfen habe; es hat mich ergötzt, mit dieser Allmacht ein frevelhaftes Spiel zu treiben; ich habe die allerhöchste Majestät genarrt; ich habe sie girren, schmachten, schwören,

seufzen gelehrt, und das freut mich ein wenig oder, wenn ich aufrichtig bin, sehr."

„Lehrst Du nur nicht wieder Jemand diese nicht sehr bequemen Künste?"

„Therese, kennst Du nicht den ganzen Inhalt meines Herzens?"

„Ich verstehe ihn nicht, Mariane; offenherzig gestanden, ich kann mir durchaus nicht klar machen, was Dir der Graf Dippold gilt, was Du eigentlich mit ihm vor hast."

Die Fürstin wurde mit einem Male ganz ernst und sie erwiderte: „Weiß ich das selbst?"

„Hat denn noch immer keine Erklärung zwischen Euch Statt gefunden?"

„Keine."

„Liebt er Dich?"

„Ich glaube es; aber ich weiß es nicht."

„Liebst Du ihn?"

„Nicht immer."

„Ach das ist schlimm, sehr schlimm," rief im kläglichen Tone die Marquise.

„Wie so?" frug die Fürstin.

„Weil das eine sehr heiße, heftige Liebe an=

zeigt. Nicht immer, das ist sehr schlimm, Mariane; Ihr seht Euch doch noch immer?"

„Wohl, aber nicht mehr oft."

„Scheint er Dir kälter geworden?"

„Nein, gar nicht."

„Warum seht Ihr Euch jetzt weniger als früher?"

„Er scheint nicht ganz unbefangen in meiner Gegenwart; es scheint ihn etwas zu belästigen, wenn er bei mir ist, wiewohl ich weiß, überzeugt bin, daß er meine Gesellschaft liebt."

„Ahnst Du nicht den Grund dieses sonderbaren Widerspruchs?"

„Es ist ein Geheimniß," sprach ganz verdüstert die Fürstin, indem sie das schöne Haupt senkte, „das ich nicht ermitteln will."

„Wovon sprecht Ihr denn, wenn Ihr beisammen und allein seid?"

„Von Allem, nur nicht von unserm Verhältniß."

„Wie ist das möglich?"

„Er will und ich darf es nicht berühren."

„Ich hätte die Enthaltsamkeit nicht, Ma-

riane; ich hätte ihm längst gesagt, daß mir diese Geheimnißthuerei mißfällt, zuwider ist, daß ich mich unglücklich fühle durch diese indiscrete Zurückhaltung; ich hätte vor ihm längst mein Herz ausgeschüttet und heiße Thränen geweint; ich hätte ihm Alles gestanden, Alles gesagt, Alles geklagt. Wie gesagt, ich könnte es nicht aushalten in diesem geschraubten, beklemmenden Verhältniß, und ich bewundere Dich."

„Es ist nicht zu helfen, Therese, glaube mir."

„Sieh, Mariane, Du bist, trotzdem Du mehr Herzen eroberst, als wir andern Frauen uns wünschen, daß Du Eindrücke machst, die unser Einer kaum versteht, trotz alledem, sage ich, bist Du doch nicht glücklich in der Liebe, und das ärgert, das kränkt mich."

Der Marquise traten Thränen in die Augen bei diesen Worten; die Fürstin drückte ihr mit der wärmsten Herzlichkeit die Hand, küßte sie auf die Stirn und sprach: „Du bist ein gutes, liebevolles Wesen, Therese, und ich rechne mir es zum besondern Glück an, daß ich eine solche Freundin habe."

„Ja, wenn ich Dir nur helfen könnte!“ fuhr die Marquise mit thränenden Augen fort; „was nützt die Theilnahme, die Rührung und die Freundschaft, wenn sie noch so hingebend ist, es bleibt doch wie es ist. Aber rächen will ich mich an den Männern, an diesem bösartigen Geschlecht, denn von ihnen kommt doch aller Verdruß, alles Unglück; leider Gottes“ — fügte sie mit einem rührenden Lächeln hinzu, „kann man sie nicht entbehren.“

„Graf Dippold,“ meldete ein Diener, dessen Eintritt von den beiden Damen gar nicht bemerkt worden.

„Sehr willkommen,“ erwiderte die Fürstin, indem sie leicht erröthete, und in dem nächsten Augenblick stand der Graf von Dippold vor den beiden Damen.

Die Frau des Hauses bot ihm ein Fauteuil neben sich, auf dem er auch Platz nahm. Der Graf sah blaß aus, es lag eine leise Schwermuth auf seinem Gesichte, die er trotz aller Bemühung, lustig zu sein oder zu scheinen, nicht wegwischen konnte. Das Gespräch drehte sich um die an-

ziehenden Nichtigkeiten, die für vornehme Frauen einen Theil ihres Lebens ausmachen. Julius war witzig und geistreich, wie gewöhnlich in solchen Fällen; aber in die leichten heitern Gespräche, die er führte, blickte ein finsterer Geist, und der Fürstin konnte der Zwang bei seiner Ungezwungenheit nicht entgehen.

Die Marquise fühlte, daß sie überflüssig, vielleicht störend sei, und da sie nach der Ankunft des Grafen hinreichend für die Forderungen des Anstandes gewartet hatte, griff sie nach ihrem Hut und ging. Auf das Zureden der Fürstin, daß sie bleibe, gab sie zur Antwort, sie könne auf das „Ah, per che non posso odiarti infedele, infedel com' io vorrei,“ von Paygi so reizend gesungen, unmöglich verzichten, welchen Ersatz sie auch in der liebenswürdigen Gesellschaft fände. Unter Lachen und Plaudern verließ die Pariserin das Zimmer. Die Fürstin gab ihr das Geleite und kehrte zurück. Sie war allein mit dem Grafen; seit langer Zeit zum ersten Male; denn er hatte es sichtlich vermieden, mit ihr allein zu sein. Es herrschte in den ersten

Momenten allerdings eine Spannung, die einer Verlegenheit von beiden Seiten nicht unähnlich sah; nur hatte diese Verlegenheit nichts von jener Unbehilflichkeit, wie man sie in den zum Lügen, Heucheln, Sichverstellen nicht gehörig dressirten untern Classen, wie man sie bei den Sterblichen im ersten Aufblühen, besser gesagt Aufkeimen der Jugend findet, da sich die verschiedenen Regungen noch nicht ihre verschiedenen Masken, in welchen sie wie zu Fastnacht einhergehen, angeschafft, und die sie selbst am Aschermittwoch, am Tage des Elends, nicht ablegen. Die Verlegenheit der beiden Weltkinder machte mit einem Male einen possirlichen Harlekinsprung und verleugnete ihr Wesen.

„Sie sind lange nicht dagewesen, Graf; Sie Armer müssen sehr in Anspruch genommen sein," sprach leicht hin mit einem heitern Lächeln die Fürstin; allein ihr Herz war schwer, und statt zu lächeln hätte sie weinen mögen, wenn sie ihrer eigentlichen innern Stimmung gefolgt hätte.

„Die Fürstin Roben muß es wohl wissen, daß mich nur Wichtiges abhalten kann, sie zu sehen."

„Ist es für den Leib oder für die Seele wichtig, Graf, Ihrer Durchlaucht zu gefallen?“ frug höhnisch die Fürstin; „es ist bekanntlich diese, welche all' Ihre Zeit in Anspruch nimmt.“

Der Graf war betroffen um so mehr, als sich durch den unbestimmten Ausdruck: Ihre Durchlaucht nicht ermitteln ließ, ob der Fürst oder die Fürstin Metternich gemeint sei.

„Für die Seele, liebe Fürstin, lediglich für die Seele,“ erwiderte er scherzhaft, nachdem er seine Fassung vollkommen wiedergewonnen hatte.

„Sie scheinen es darauf anzulegen, ein Räthsel zu sein!“ meinte die Fürstin.

„Nur dieses Mal nicht,“ versetzte rasch der Graf.

„Sie können nicht leugnen, daß Sie sich sehr geändert haben, vielleicht zu Ihrem Vortheil, lieber Graf. Jedenfalls aber ist mir die Frage erlaubt: Wo ist der Mann, den ich in Paris in dem Salon des Herzogs von Orleans gefunden? — Doch — verzeihen Sie, daß ich mich derart an Ihr Wesen, an Ihr Schicksal dränge.“

„Ich verzeihe Ihnen,“ gab der Graf im

feierlichen Tone in tiefster Bewegung zurück, die er hinter einem Lächeln zu verbergen suchte. Eine Pause trat ein; sie war peinlich, fast drückend. Wieder machte ihr die Fürstin ein Ende.

„Es ist Schade, daß wir nicht mehr so mit einander sprechen können, wie früher," bemerkte sie.

„Und können wir denn nicht?" entfuhr dem Grafen.

„Nein," versetzte die Fürstin leidenschaftlich, „Sie haben eine Störung in unsern Verkehr gebracht."

Der Graf schwieg und senkte das Haupt; die Fürstin blickte ihn fest und ruhig an.

„Sie haben mich geliebt und lieben mich noch," fuhr sie fort, „oder irre ich mich?"

„Beim Himmel, nein, Mariane, es ist so!" rief der junge Mann, faßte, drückte und küßte mit Innigkeit ihre Hand.

Sie verharrte in dieser ruhigen Haltung.

„Warum muß ich es in den Sternen lesen, warum muß ich es mir selbst erklären, daß Sie mich lieben? warum muß ich in Ihrem Namen

zu mir reden? warum muß ich es Ihnen sagen, daß Sie mich lieben?" frug mit dem Ausdruck eines bittern Vorwurfs die Dame.

„Fragen Sie mich nicht, Mariane, ich bitte Sie, fragen Sie mich nicht!" bat der Graf.

„Um Gottes Willen, was ist Ihnen?" rief die Fürstin. „Was haben Sie nur? Sie lieben mich und ich darf doch nicht Alles wissen, was in Ihnen, was mit Ihnen vorgeht. Wenn Sie schweigen, um mich zu schonen, dann sprechen Sie, sprechen Sie; es kann nichts geben, das von so übler, verderblicher Wirkung, wie dieses Schweigen, wie dieses Geheimniß. Wollen Sie aber sich selbst schonen, so mögen Sie wissen, daß Sie nichts zu fürchten haben. Ich theile die schlimmste Schuld mit Ihnen; seien Sie mit sich selbst so nachsichtig, wie ich es sein werde. Ich liebe Sie und werde Sie lieben, was auch zwischen uns treten mag."

„Gut und schlimm ist das, Mariane," versetzte Julius, getheilt zwischen Freude und Schmerz.

„Auch schlimm?" lispelte die Dame.

„Hören Sie mich, Mariane", nahm der Graf das Wort, indem er sich aus seinem Sinnen riß. „Ich bin hergekommen, Ihnen meine Hand anzubieten. Haben Sie den Willen und den Muth, mich so hinzunehmen, wie ich da bin: mit all diesen störenden Beigaben, mit diesem finstern Rückhalt, mit diesem unheimlich unerklärlichen Wesen? Haben Sie den Muth und den Willen, mich so hinzunehmen, sich mir hinzugeben, ohne weiter zu forschen, ohne Aufschlüsse zu begehren über Dinge die dunkel erscheinen?"

„Ja," antwortete laut und entschieden die Fürstin.

Der Graf erschrack, wurde ergriffen; er sah das Weib, daß so kühn ihr Schicksal in seine Hände legte, gerührt, liebevoll, mit schmerzlicher Theilnahme an. Dann aber, hingerissen von dem Drange seiner Gefühle, rief er: „Nun bist Du meine Mariane!" Er setzte sich zu ihr, umarmte sie in heißer Aufwallung, küßte sie mit flammender, besinnungsloser Zärtlichkeit. Sie lächelte, wie eine Glückliche und spielte mit der

kleinen weisen Hand in seinen braunen, weichen Locken; sie erwiderte doppelt all die Küsse und Zärtlichkeiten und sie war überselig, wie noch nie. „Wie habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt! aber Du hast ihn verzögert. Endlich ist er doch gekommen, und ich bin zufrieden," lispelte das liebende Weib.

Labender Thau und todtloses Gift waren in diesen Worten für den Grafen, aber er suchte zu vergessen das Gespenst, das im Hintergrunde lauerte; er suchte sich seinem Einfluß zu entreißen und sich ganz der Glückseligkeit seines Augenblickes hinzugeben. Es gelang wohl nicht vollkommen, und sein Rückfall in Zweifel und Traurigkeit, der in seinen Zügen hie und da zu lesen war, trug dazu bei, die Gluth und Leidenschaft der Fürstin zu vermehren. Sie trennten sich nach getroffener Uebereinkunft wegen ihrer Zukunft nach einer ausgesprochenen Vereinigung der Seelen und Schicksale. Sie mit einem Blick in die Zukunft, welchem die feile, gemeine und doch zauberische Dirne für alle Welt: die Hoffnung — das Fernrohr dienstfertig hielt; er

ein tief Betrübter, fast Verzweifelnder, von Qualen um so mehr verfolgt, als die schöne, heilige Stunde des Glückes geboten, des Glückes noch ferner verhieß. . . . .

Bald wurde in den verschiedensten Kreisen der Residenz, im Salon bei Metternich, wie auf dem Piknik eines Börsen-Sensalen in der Vorstadt davon gesprochen, daß der Graf Dippold die wunderschöne Fürstin, die verwittwete Roben heirathen werde. Es überraschte nicht besonders, denn es war schon früher von einem bestehenden Interesse zwischen ihnen die Rede gewesen. Eines befremdete, und zwar die aristokratische Welt, daß sich die Fürstin Metternich über diese bevorstehende Verbindung aussprach und die erste war, welche Bräutigam und Braut als solche zur Tafel lud, ja sogar ihnen zu Ehren, wie sie sagte, einen Ball gegeben hätte, wenn ihr nicht die Hoftrauer im Wege gewesen wäre.

Glückwünsche kamen, sobald die Sache bekannt wurde, von allen Seiten an die Fürstin und den Grafen und, so gut es eben die offi-

zielle Trauer zuließ, wurden ihnen auch Feste gegeben.

All die Vorläufer einer reichen vornehmen Ehe zogen einher. Bei der gänzlichen Unabhängigkeit der Fürstin sowohl als des Grafen stand dieser Verbindung nichts im Wege, und es waren nur wenige Wochen seit dem ersten gegenseitigen Versprechen verflossen, als die Trauung vollzogen wurde. Die Feier fand in der Augustiner Kirche Statt, im Beisein der vornehmsten Gesellschaft. Er war ein ernster, düsterer Bräutigam, sie war eine lustige, lachende Braut. Sogar der Fürst Metternich und seine Gemahlin waren zugegen. Nach dem Vollzug der heiligen Handlung verließen die Neuvermählten, dem Gesetz der Mode folgend, die Stadt Wien: sie begaben sich nach Cilly in Untersteiermark, um sich daselbst dem Glück, der Vereinigung zu überlassen, den Reiz der Flitterwochen, ohne Störung zu genießen. Und in der That schienen Zweifel und Sorgen daheim geblieben zu sein und der Graf mußte sein geheimnißvolles Schicksal

und sich selbst in den Armen der Liebe vergessen haben, denn aus seinen Augen lächelte ein guter, heiterer Geist; um sein Herz und seine Seele hatte sich weich wärmend die Liebe gelegt, ein abwehrender Schild gegen manchen scharfen Pfeil. Wer vergißt sich nicht selbst im Austausch glühender Liebe? Wo ist der Schmerz, welcher die Seligkeit aufwiegt, die im freien Erguß zweier Herzen zu finden? Wer kann sagen, daß er geliebt und geliebt worden und daß er nicht auf eine Zeit zurückgetrieben die bösen Geister, die ihn sonst verfolgten, wie sie auch heißen mögen? Julius liebte, träumte, vergaß. Julius faßte den Moment und ließ Vergangenheit und Zukunft von sich zurücktreten; freilich zuweilen tauchte ein schwarzer Gedanke auf in seiner Seele und warf düstere Schatten über sein Angesicht, allein die weiche, milde Hand, die in seinen braunen Locken wühlte, wischte ihn mit rascher Sorgfalt hinweg, oder die Lippen von zauberhafter Wirkung küßten helles, glänzendes Licht in sein ganzes Wesen. Er durfte nicht traurig sein; die Liebe hielt sorgsam

lauernd Wache vor seiner Stimmung. — Und die Fürstin? — war ein liebend Weib, im Besitz des Herzens, das sie suchte, nachdem sie begehrte, und damit ist Alles gesagt. Ihr fehlte nichts als die Dauer ihres Glückes; aber diese ist um so kürzer, je heißer der Wunsch darnach. Wie bald um war die Frist, welche für den Aufenthalt in der grünen Steiermark festgesetzt war; wie kurz, wie entsetzlich kurz war der Moment gewesen, den sie in stiller Abgeschiedenheit von der Welt, ihren Kämpfen, Qualen und Schmerzen, im ungestörten Genusse wechselseitiger Geschenke und Gaben verlebten! Welche wunderbare reizende Abhängigkeit und Unabhängigkeit war ihnen zu Theil worden, und wieder wie bald ging die Urlaubszeit zur Neige, die sich der Graf gewissermaßen gestattet! Wie rasch dahin gebraust waren die festgesetzten sechs Wochen! Die Pflicht trat mahnend vor den jungen Mann und wies ihn unerbittlich fort aus seinem Paradiese; er mußte gehorchen, er gehorchte. Ein bequemer Wagen und rasche Pferde brachten das Ehepaar wieder zurück nach

Wien in das Elend des Treibens, dem sie entflohen waren; es war Anfangs October. Dahin war die Ruhe und der Frieden, die der Graf auf kurze Zeit gefunden. Wolken waren wieder auf seiner Stirn, die der Hauch der Liebe eher verdichtete, als verwehte. Vergebliche Bemühung der liebenden Frau, dieselben Wirkungen auf ihren Gatten zu üben, wie in der stillen, freundlichen Zurückgezogenheit, aus der sie fortgerissen worden. Es schien, daß die Vermehrung ihrer Zärtlichkeiten seinen Schmerz vermehrten. Und wenn er sich in einem guten Augenblick ihren Liebkosungen froh überließ, sie erwiederte, so riß er sich in dem nächsten Augenblick wieder los, wie plötzlich aufgeschreckt, gewaltsam losgerissen; es war, als wäre eine plötzlich unheimliche Gewalt zwischen sie getreten und hätte sie getrennt.

Aber doch ermüdete Mariane nicht, ihn mit dem Reichthum ihres Herzens zu überströmen, sie ließ sich nicht zurückschrecken durch die Erfolglosigkeit ihrer Bemühung, sie ließ nicht ab, an der Heilung des geliebten Mannes zu arbeiten,

wie sie konnte, und sie konnte ja nichts Anderes, als ihn lieben und diese Liebe ganz ihm weihen, als ihr Herz, ihre Gedanken, ihr Leben, ihre Seligkeit zu seinen Füßen legen, als geduldig ausdauern, was er auch über sie verhänge, als Alles hinnehmen aus seiner Hand, wie bitter, wie unheilvoll es auch sei, als ihm gehören, ihm unterthan sein mit ihrem ersten und letzten Gefühl, mit all ihren Hoffnungen und Wünschen, mit ihren Ansprüchen und Forderungen. Und das that sie. Es half nichts; aber es tröstete, beruhigte sie doch, ja es war ihr eine gewisse Befriedigung. Es kamen nun wieder freudlos unheimliche Tage, sorgenvolle Stunden, ein gestörtes beunruhigtes Leben, mit blendendem Glanz übertüncht, den Neid herausfordernd durch die äußere Erscheinung, aber im Innern krank, wüst, unheilbar, wie es den Anscheine für den, der hineinzusehen vermochte. Das Leben dieses Ehepaars war geschmückt — aber wie ein Opfer.

Man sah den Grafen in den hellbeleuchteten Salons, wo man der Freude huldigte; er

war von Männern, sie von Frauen beneidet; denn das Glück hatte sich, wie man allgemein glaubte, bei ihnen erschöpft in Verleihung von Gaben und Gütern, und wie viel ihnen fehlte, konnte Niemand errathen. Julius war sehr viel in der Kanzlei des Staatskanzlers und dieser erklärte zu verschiedenen Malen laut, daß der Graf das größte ihm bekannte Talent in der Monarchie, der brauchbarste Mann sei, und daß er ihn ganz besonders hoch schätze. Diese ausgesprochene Gunst war wohl dazu gemacht, dem jungen Mann und seinen Vorzügen Anerkennung und Bewunderung zu erwerben. „Es ist der vorgezogene Günstling Metternich's" heißt es überall und Jeder wußte genau, wie viel das zu bedeuten habe. Nur eine Person verwünschte diesen Vortheil, ohne daß sie es gegen irgend wen merken ließ, zur Sprache brachte, und diese war — die Gemahlin des Grafen.

Julius hielt ganz geheim, was in ihm, was um ihn vorging, und Mariane enthielt sich verabredeter Maßen darnach zu fragen; allein das

unlösbare Räthsel kostete sie manche Thräne, in einsamer Stunde geweint.

Julius war übrigens mit wichtigen Arbeiten sehr beschäftigt, die ihm vom Fürsten Metternich übergben wurden und die er mit aller Bereitwilligkeit übernahm.

Nach wenig Monaten war Julius so weit in die Staatsgeschäfte eingeweiht, als nöthig, um bei einer wichtigen Angelegenheit verwendet zu werden. Er hatte wieder eine lange geheime Unterredung mit dem Staatskanzler, in welcher ihm dieser ankündigte, daß er sich bereit halten müsse, den viel besprochenen Posten anzutreten.

Ein Donnerschlag für den Grafen, ob er gleich auf diese Weisung gefaßt war, ob er sie gleich erwartet, selbst herbeigeführt hatte.

Es war um ein Uhr nach Mitternacht als er von dieser Conferenz mit dem Fürsten nach Hause kam, ergriffen, erschüttert von der ihm angekündigten, bevorstehenden Veränderung in seinem Leben. Die Gräfin war bereits in ihrem Schlafgemach, doch hell brannte eine Lampe

darin, ein gewöhnliches Zeichen, daß sie ihren Gatten noch zu sehen wünsche, wenn er zurückkehrte, bevor er sich zur Ruhe begab.

Julius trat leise, mit zarter Sorgfalt und Schonung in das Gemach; er fand seine Gattin in einem eleganten, reizenden Negligee auf dem Sopha hingestreckt, — entschlummert.

Er blieb stehen, in Betrachtung dieser Schönheit und Anmuth versunken und er sprach vor sich hin: „O, Du süßes, holdes Bild, wie hängt meine Seele an Dir! Du liegst hier stumm und leblos vor mir und doch spricht jeder Deiner Züge, das Athmen Deiner Brust, die Schatten, die über dem Angesicht streifen, wie sehr Du mich liebst, wie heilig, wie unumstößlich Dein Recht ist, von mir geliebt zu werden! Ich aber soll — —" hier schwieg er. Schmerz und Ingrimm streiften über sein Angesicht und seine Augen, die fromm und sanft an seiner Gattin gehangen, traten aus ihren Höhlen und man hätte ihn für einen Orestes halten mögen, den die Furien mitten in seinem frommen Thun, mitten im Dienst der Liebe überrascht und dem sie statt des schönen

Gefühls das Entsetzen in die Brust gepflanzt. Er überwältigte die innere Bewegung und beruhigte sich nach und nach wieder, sein Auge hing wieder an der Schönheit des Weibes, das vom Frieden umweht dalag, das im Schlafe lächelte, als spielte ein Engel mit ihrer Seele. Er fuhr fort in seinem seltsamen Selbstgespräch: „Du lächelst, liebes, holdes Weib, Du träumst wohl einen lieblichen Traum; der Gott der Träume ist nicht wie das Schicksal, wie Menschen so hart, rauh und unbeugsam, der vermag es nicht, einem so holden Wesen Böses zu thun, der faßt sanft und schmeichelnd die zarte Seele nicht wie ich, der sie verwundet, der ihr wehe thut, wehe thun muß. O, Du mein Heiligen-Bild, meine Rose mit dem süßesten Duft, mein Stern mit dem lichtesten Glanz, mein Glück, mein Heil, meine Hoffnung, und doch meine Verzweiflung auch und mein Elend! wie heiß liebe ich Dich, mit welcher Andacht möchte ich mich Dir ergeben, dem Gebote Deiner Lippen, dem Wink Deiner Augen folgen — und statt dessen aber verrathe ich Dich — nein, nein, ich thue es nicht, denn ich muß so,

ich habe keine freie Wahl. Verzeih, verzeih, ich trage keine Schuld, ich liebe Dich, wie ein Mensch nur lieben kann, Dein Besitz könnte mich für Alles entschädigen, das ich zu leiden habe, und wahrlich, ich bin nicht schuld, daß es nicht so ist, ich bin nicht verantwortlich für Das, was geschehen muß, was geschieht."

Er sank hin auf die Knie, beugte sich über das schlafende Weib und bedeckte es mit flammenden Küssen. Mariane erwachte. Welch ein frohes Erwachen für sie! „Julius, mein Julius!" hauchten ihre Lippen.

„Mariane, ich habe Dich aus einem schönen Traume aufgestört, verzeih," sprach der tiefbewegte Gatte. Sie aber legte den weißen Arm um seinen Nacken, zog sein Haupt an ihre Brust und küßte die weichen, braunen Locken; sie rief: „O, könnte ich so weiter leben, immer so nah, so fest Dich halten an meiner Brust, ich wünschte nichts, nichts weiter!"

„Höre mich, Mariane, ich habe viel mit Dir zu reden," sagte Julius, indem er sich von ihrem Arm los machte. Er erhob sich, ging nach der

Thür, sah sich sorgfältig in dem Vorsaal um, ob Niemand lausche und kehrte hierauf zum Sopha zurück. Die Gräfin hatte sich jäh erhoben und saß nun da, mit aufmerksamen, fragenden Blicken dem Thun des Gatten folgend. Er setzte sich zu ihr.

„Was hast Du nur vor?“ rief sie — „Du erschreckst mich durch diese ernsten Vorbereitungen.“

„Höre mich aufmerksam an, Mariane, es hängt viel ab von diesem Augenblick.“

„O, daß es gut und heilsam sei, was Du mir sagen wirst, Julius“— rief ängstlich die Dame.

Er begann: „Du weißt, daß ich Dich gesucht habe, Mariane, daß ich Dir überall hin gefolgt bin mit meinen Blicken und Schritten, seitdem wir uns bei der Fürstin Esterhazy trafen?“

„Ob ich es weiß! die Ueberraschung ist mir noch immer gegenwärtig, als ich Dich wieder sah nach so langem Zwischenraum. Seit unserer Begegnung in Paris hattest Du Dich sehr geändert. Du warst männlicher geworden. Es drückte sich mehr Entschiedenheit und weniger

Trotz in Deinem Gesichte aus, als damals; ich habe mich gefreut, Dich wieder zu sehen. Du aber warst im Anfang frostig höflich, erst später bin ich Dir interessant, werth geworden." Ein seltsames, unerklärliches Lächeln begleitete diese Worte.

„Nein, Mariane, nicht weil Du mich interessirtest, nicht weil Du mir gefielst oder werth warst, näherte ich mich, folgte ich Dir, suchte ich Deine Gunst zu gewinnen, sondern" — hier stockte er.

„Sondern?" frug die Gräfin.

„Weil ich eine Verbindung mit Dir" antwortete kleinlaut der Graf „brauchte, zu irgend einem Zweck ausbeuten wollte;" er heftete voll banger Erwartung die Blicke auf die Züge der Gräfin, gewärtig eines heftigen Ausbruchs von Zorn oder mindestens der Zeichen von außerordentlicher Ueberraschung. Aber weder das Eine noch das Andere erfolgte, ihre Züge blieben unverändert und sie selbst vollkommen ruhig.

„Ich wußte das," warf sie kalt und gleichgiltig hin. Das Staunen war an dem Grafen;

und in der That, er konnte nicht Worte finden, so sehr überraschte ihn diese Mittheilung, mit solcher Ruhe vorgebracht.

„Ist das möglich? woher diese Wissenschaft?“

„Ich wußte, daß es Dir bei der Bewerbung um meine Gunst, eigentlich um die Aufmerksamkeit, um die Gnade des Fürsten Metternich zu thun war, der sich von der Neigung einer allerhöchsten Person zu mir in Kenntniß gesetzt, meine nähere Bekanntschaft angelegen sein ließ.“

„Mariane, das wußtest Du, und dennoch?“ —

„Welche Frau unterscheidet nicht scharf zwischen leeren, gezwungenen Galanterien und Eingebungen der Liebe, der Sympathie! Deine plötzliche Sinnesänderung und Bekehrung fiel mit der Entstehung des viel verbreiteten Gerüchts von zarten Beziehungen zwischen dem Kaiser von Rußland und mir zusammen. Ich sah Dich einen neuen Weg betreten, Dein Verhältniß zu Personen und Dingen, Deine Stellung ändern, nach einer Gunst haschen, die Du sonst, wie ich überzeugt war, verachtetest, die Du zurückgewie-

sen; ich erklärte mir das, ich merkte Alles! doch nein, Alles nicht — — —"

„Und dennoch öffnetest Du mir Dein Ohr und Dein Herz? wie ist das möglich, Mariane?"

„Anfangs fühlte ich mich beleidigt und verletzt, meine Eitelkeit diktirte mir Rache; ich wollte Dir ein Feuer sein, mit dem Du frech zu spielen gewagt; vielleicht entschuldigte ich auf diese Weise mein Verlangen, mit Dir zu verkehren, mit Dir umzugehen — und täuschte mich selbst; genug, ich überredete mich, daß ich Dich — verachte. —"

Julius zuckte zusammen, als dieses Wort aus dem Munde seiner Gattin sein Ohr traf; er verharrte jedoch in seinem Schweigen.

Sie fuhr fort: „— — und daß Du mir nie mehr sein könntest, als ein Mensch, den ich in meiner Nähe dulde, um ihn zu bestrafen, um ihn zu täuschen, den ich zum Gipfel der Hoffnung empor steigen lassen wollte, um ihn lachend wieder herabzuschleudern, in welchem ich eine brennende Leidenschaft zu entzünden mich bemühen würde, um ihn von ihr verzehren zu lassen, und ihn obendrein zu verspotten. — So überredete

ich mich, obgleich die Heftigkeit meines Zorns die Tiefe der Beleidigung, die ich fühlte, die Erbitterung durch Deine Absicht mich eines Andern hätte belehren können. Man denkt nicht leicht so schlimm von sich selbst; ich war mir ein bestochener Richter."

„Weiter, Mariane, weiter," drängte der Graf, „unglaublich dünkt mir das Alles, unerklärlich das Geschehene."

„Du weißt es, wie unsere ersten Begegnungen waren," fuhr die Dame fort. „Wir suchten einander zu gefallen, aus Gründen, die eben nicht sehr löblich; wir verfolgten unsere geheimen Zwecke bei unsern häufigen Begegnungen! Was für bittern Nachgenuß hinterließ für mich jede unserer häufigen Unterhaltungen! Ich grollte mit mir, daß ich Dich nicht haßte, nicht verabscheute; ich haßte Dich, daß Du mich nicht liebtest. Immer, nachdem er schon verklungen war, hörte ich noch den heuchlerischen Ton Deiner Worte und er stachelte meine Wuth, er brachte mich außer mir. Im Traume kämpfte ich mit Dir. Im Wachen verfolgte und quälte mich

der Gedanke an Dich. Deine Gesellschaft that mir weh und doch suchte ich sie, trug ich ein heftiges Verlangen nach ihr, ich langweilte mich im hellen Glanz des Salons, wenn ich Dich nicht dort fand, ich ärgerte mich sogar. Ich wußte, ich suchte mir das nicht zu erklären. — So ging das fort. Du weißt es, wir trafen uns häufig, und aus der anfänglichen Kälte und Berechnung wurde nach und nach Wärme, Innigkeit; aus dem gesuchten Verkehr wurde wirkliche Vertraulichkeit. Anders wurde bei Dir Sprache, Blick, Geberde, all die Zeichen, welche von Frauen richtig gedeutet werden, wenn sie ihnen der Beobachtung werth sind. Was die Veränderung in Dir hervorgebracht, wußte und weiß ich nicht." — —

Die Gräfin pausirte, um zu hören, welchen Aufschluß ihr der Graf hierüber geben würde, und dieser versetzte: „Die Sache war ganz einfach, Mariane; ich wollte Dich gewinnen, und Du gewannst mich. Du bist so schön, so würdig, so edel, und mehr als das Alles, so weiblich; wie konnte ich Dir nahe sein, ohne Ehrfurcht zu

fühlen vor Deiner edeln Natur, ohne hingerissen zu werden von Deinen Reizen, ohne ganz gewonnen, ganz bezwungen zu werden von den Gaben Deines Herzens, Deines Geistes! Ich mußte Dich lieben, ich liebte Dich."

„Das ist mir nicht entgangen, Julius, das entgeht keiner Frau; aber anstatt mich zu freuen, daß ich die gewünschte und gesuchte Gelegenheit fand, Dir Qualen zu bereiten, mich an Dir zu rächen, war ich vielmehr glücklich in dem Gedanken, daß Dein Herz Deines Willens, Deiner sträflichen Absicht spottend, mich erhob, statt mich zu erniedrigen."

„Sträfliche Absicht!" rief mit Bitterkeit der Graf. Die Gräfin fuhr fort:

„Ich sah deutlich den Kampf in Dir, ich sah, wie Du mit der Liebe, mit Dir selber rangst, um eher Dir wehe zu thun, als jene zu verrathen; ich erkannte in Dir einen bedeutenden Menschen mit großen Wünschen, voll edeln Stolzes, und ich sagte zu mir, wenn mir Dein Thun mißfiel, wenn ich Dich um eine Gunst buhlen sah, die ich verachte, die Du verachtest, wenn Du den

Andern Dich gleichstelltest und mein Urtheil Dich tadeln mußte — ich sprach dann zu mir: Es ist was Höheres, das er will, seine große Absicht liegt in seinem Innern verborgen, es ist unmöglich, daß der Mann mit diesem Denken und Fühlen, wie es mir entgegen getreten, so niedrig handeln kann, so klein, so gemein. — Das war meine Ueberzeugung und ich hätte für sie sterben mögen. Ferner habe ich mir gesagt: Wenn er käme und spräche: Lege Dein Schicksal in meine Hände, schließe den ewigen Bund mit mir — mit blindem Vertrauen thäte ich's, denn Das, was zweifelhaft an ihm erscheint, muß eine würdige Deutung haben. Du kamst und sprachst: Lege Dein Schicksal in meine Hände — mit blindem Vertrauen that ich's, mit dem blinden Vertrauen, daß selbst das offenbar Verwerfliche, das meine Seele mit Erbitterung füllte, recht sei — recht sein müsse." —

„Mariane!" rief der Graf, „theures, herrliches, hochherziges Weib! mit der freudigsten Genugthuung, mit jubelndem Herzen rufe ich Dir zu: Du hast Dich nicht geirrt! Wahrlich,

nein — Du hast Dich nicht geirrt! Du aber bist so edel und groß, daß mich der Gedanke schmerzt, Du könnest nie so viel des Glückes finden, als Du verdienst, und daß ich aber zugleich so menschlich eigensüchtig, so schwach bin, selig zu sein durch Deinen Besitz!"

Er umarmte sie mit der Zärtlichkeit und Gluth eines Liebhabers, wenn ihm das Geständniß der Liebe zum ersten Male von den Lippen der Geliebten tönt.

„Julius, sind die bösen Stunden vorüber, hat das finstere Geheimniß aufgehört, seine Gewalt zu üben? Kannst Du den Schleier von meinen Augen wegziehen und mich Dein Leben und seine gelösten Räthsel sehen lassen?" frug die Gattin den Gatten. Sein Angesicht verdüsterte sich aber, er sah mit starren Augen vor sich hin, getroffen von diesen Worten, die eine Mahnung waren an eine vergessene Wirklichkeit, an vorhandene Verhältnisse, die zurücktraten, von dem schönen, berauschenden Moment verdrängt. Er versetzte im ernsten, feierlichen Tone:

„Wissen sollst Du Alles, Mariane; Dein

Vertrauen will ich erwidern; Du verdienst es; ich darf sie an Dein Herz legen, die große Sache, für die ich lebe und leide. Höre und richte."

Er enthüllte sein Leben, seine ganze Vergangenheit; als er an seine Zusammenkunft mit Kossuth kam, sprach er: „Nun kommt das inhaltschwere, heilige Geheimniß, das nicht mir gehört; aber ich halte Dich so hoch, so ganz und gar für einen Theil von mir selbst, daß ich nicht einen Augenblick anstehe, es in Deinen Busen niederzulegen, ohne Versprechen oder Schwur von Dir zu verlangen, daß Du es festhalten wollest in Deinem Innern; Du wirst es bewahren."

Ein warmer Blick, ein Druck ihrer Hand dankte für dieses Vertrauen, für diese Liebe. Er erzählte nun umständlich von seinem geschlossenen Bündniß mit Kossuth, von seinem Plan, Streben und Ziel. „Weißt Du nun, warum ich um jene Gunst buhle, die Du verachtest, die ich verachte?" rief er aus, als er die Verabredung mit Kossuth berichtet hatte.

„Wie schön, schön ist das, wie gefährlich auch, Julius; ich fange an zu beben für Dich. Warum hast Du mir das nicht gleich entdeckt?"

„Weil ich nicht wissen konnte, ob Deine gekränkte Eitelkeit mir nicht versagte, wonach ich trachte; weil ich die Sache, die ich vertreten will, auch nicht entfernt in Frage stellen durfte — darf," setzte er mit besonderer Betonung hinzu, „weil ich auch jetzt meine Befugniß überschritten, indem ich Dich, ein Weib, zur Mitwisserin eines Geheimnisses von solcher Wichtigkeit gemacht; aber ich konnte als ein Mensch, der menschlich fühlt, nicht anders; sehe ich doch in Dir mich selbst. — — Doch weiter jetzt! Ich habe so viel Einfluß auf den Staatskanzler gewonnen, daß ich der Verstärkung durch eine Verbindung hätte nun entbehren können; allein ich wußte, daß ihm an einer Convenienz mit Rußland in seinem Sinne sehr viel liege, und daß er Mittel in der Hand habe, Dich zu einer Ehe mit irgend einer seiner diplomatischen Creaturen zu zwingen."

„Mittel, mich zu zwingen?" frug erstaunt die Gräfin.

„So ist es, Mariane; wenn ich Dir das erklären soll, mußt Du die unzarte Berührung eines Gegenstandes verzeihen, der Dir gegenüber unberührt bleiben sollte."

„Ich bitte Dich, sprich, denn ich verstehe das Alles nicht."

Der Graf nahm nun das Wort: „Dein Vater —"

„Ach so!" unterbrach die Gräfin und wurde niedergeschlagen.

„Dein Vater," wiederholte Julius, „hat sich, von einer jungen italienischen Dame veranlaßt, an der Bewegung der Carbonari betheiligt und ist nach ihrer Niederlage noch in Verbindung mit Einigen von ihnen geblieben. Man sah Deinem Vater das Alles nach, obgleich die Polizei von allen seinen Schritten genau unterrichtet ist. Metternich sagte dem Grafen Sedlnitzky, als dieser frug, ob er Deinen Vater zur Verantwortung ziehen sollte: Nein, Präsident. Der Graf Liebhard ist unschuldig, er hat sich gewiß, um besser zu verdauen, oder sonst eines Genusses wegen, zum Carbonari gemacht; lassen

wir ihn trinken, spielen und lieben. — Indeß sind alle Indizien gegen ihn aufgehoben und, wie mir die Durchlaucht sagte, wäre das ein geeignetes Mittel gewesen, Dich für Alles zu gewinnen, was man von Dir wollte."

„Abscheuliche, entsetzliche Verruchtheit!" rief Mariane.

„Nun begreifst Du meine ängstliche Zurückhaltung von dem Augenblicke an, als ich Dich liebte, nun begreifst Du wohl, daß ich Deiner bezaubernden Nähe nie froh werden konnte, daß sich stets ein harter Vorwurf zwischen Dich und mich stellte; ich habe sie nicht, die übermenschliche Tugend, kalt und starr mein Liebstes verbluten zu sehen, wie man es von den Römern erzählt. Nun begreifst Du meine rasche Bewerbung um Deine Hand, den finstern Geist, der niemals mich verließ, wenn ich bei Dir war und selig sein wollte."

„Nun begreife ich Alles!" rief schaudernd die Dame. „Doch was jetzt?" fügte sie traurig hinzu, „wo ist das Ende der gräßlichen Geschichte?"

„Armes Weib!“ sprach der Graf, „wohin hab' ich Dich geführt! in welche Nacht habe ich die lichten, glänzenden Tage Deiner Jugend, Deines Glücks geleitet! in was für bange, mißliche Angelegenheiten habe ich Dein freundliches Loos verwickelt! an welchen trüben Abgrund habe ich Dein lachendes Schicksal gestellt!“ —

Die Gräfin lächelte freundlich, umarmte ihren Gatten und versetzte: „Es ist gut so, mein Julius. Wenn ich leide, leide ich ja mit Dir, aus Deiner Hand nehme ich ja mein Schicksal; es ist gut, ganz gut so.“

Das Herz des Gatten erbebte in Freude und Schmerz, als er seine Gattin so sprechen hörte.

„Sei minder liebreich, Mariane, ich bitte Dich!“ rief er aus, überwältigt von der Holdseligkeit des Weibes, das sich aufgab seinetwegen. Das Ehepaar hielt sich umschlungen und es herrschte ein längeres Schweigen, das von der Gräfin mit den Worten unterbrochen wurde:

„Sei nicht verstimmt, mein Julius.“

„Nun kommt das Bitterste, Schwerste, Mariane!“

„Um Gottes Willen, was noch?“ rief erschrocken die arme, ängstliche Frau.

„O, daß ich es verschweigen könnte, daß ich es verschließen könnte in meinem Innern, daß es kein menschliches Ohr erlauschte, am wenigsten das Deinige; es ist fürchterlich, daß eine heilige Pflicht mit der Schmach verschwistert ist, doch es muß gesagt sein,“ und in tiefem, gemessenem Tone sagte er: „Der Fürst Metternich hat mir angekündigt, daß ich binnen wenigen Tagen mit Dir nach Petersburg abreisen werde.“

„Mein Gott!“ schrie die Gräfin und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht. Ein langes, banges Schweigen herrschte in dem Zimmer, man hörte die Uhr picken, den Holzwurm nagen, das heftige Athmen, beinahe die Herzen klopfen. Der Graf starrte vor sich hin, tief ergriffen von dem Moment; die Dame erhob sich nach einigen Sekunden von dem Sopha, schritt mit gesenktem Haupte sinnend durch das Gemach. So vergingen einige schwere Minuten. Endlich blieb die Frau vor ihrem Manne stehen, faßte seine beiden Hände und sprach mit bebender Stimme:

„Auch diese Erniedrigung nehme ich an von Dir, Julius; mag die ganze Welt mich verachten, da Du mich achtest, die ganze Welt mich verdammen, da Du mich ehrst; ich reise mit Dir nach Petersburg, ich thue Alles für Dich!"

Er zog sie an sich, er drückte sie an sein Herz und die Worte entströmten seinem Munde:

„Mariane, mein theures, mein großes Weib, nun wird Alles gut! Es handelt sich zwar nun sehr viel um Deinen Ruf, aber die eigentliche Ehre, Deine Würde bleibt in der That unangetastet, wird noch glänzender durch dieses Opfer, wenn auch der Schein einen Schatten auf sie wirft. Welche Wohlthat hast Du mir erwiesen. Nun erst kann ich Dich lieben ohne Rückhalt, ohne Zagen und Beängstigung; nun erst kann ich sorglos der Wallung meiner Seele folgen; nun erst bist Du mein Weib, mein Trost, meine Stütze, meine Rettung. Nun erst habe ich ein Glück gewonnen, das unantastbar von den Stürmen meines Lebens; nun erst habe ich einen Punkt, auf dem ich fest und sicher stehen kann. Dank, Dank, meine Mariane! Du hast mir

unbezahlbar viel in diesem Augenblick gegeben. Doch was die Liebe eines Mannes gewähren kann, sei Dir gewährt; was zärtliche Sorgfalt bieten kann, sei Dir geboten; was noch fehlt, möge Dir das Bewußtsein ergänzen, daß Du mit gedient einer großen, heiligen Sache, daß Du ihr geopfert — —"

„Nein, Julius, entgegnete die Gräfin, „keiner Sache diene ich; Du bist mein Alles. Meine Liebe zu Dir ist meine Religion, Dir diene ich, Dir opfere ich, für Dich Alles, Alles!"

Er schwieg und sie schwieg auch.

Ihr Haupt lag an seiner Brust, seine Hand glättete ihre Wange; Auge verweilte in Auge, vom Herzen zum Herzen quoll der Strom überwallender Liebe. Nun waren sie verbunden, vereinigt für das ganze Leben. Von jetzt an war Julius zu Hause immer froh; eine weiche Hand glättete die Falten auf seiner Stirn, eine holde Stimme beschwichtigte seinen Schmerz, ein süßer Hauch kühlte seine Wangen, ein liebender Blick milderte seine Sorgen. —

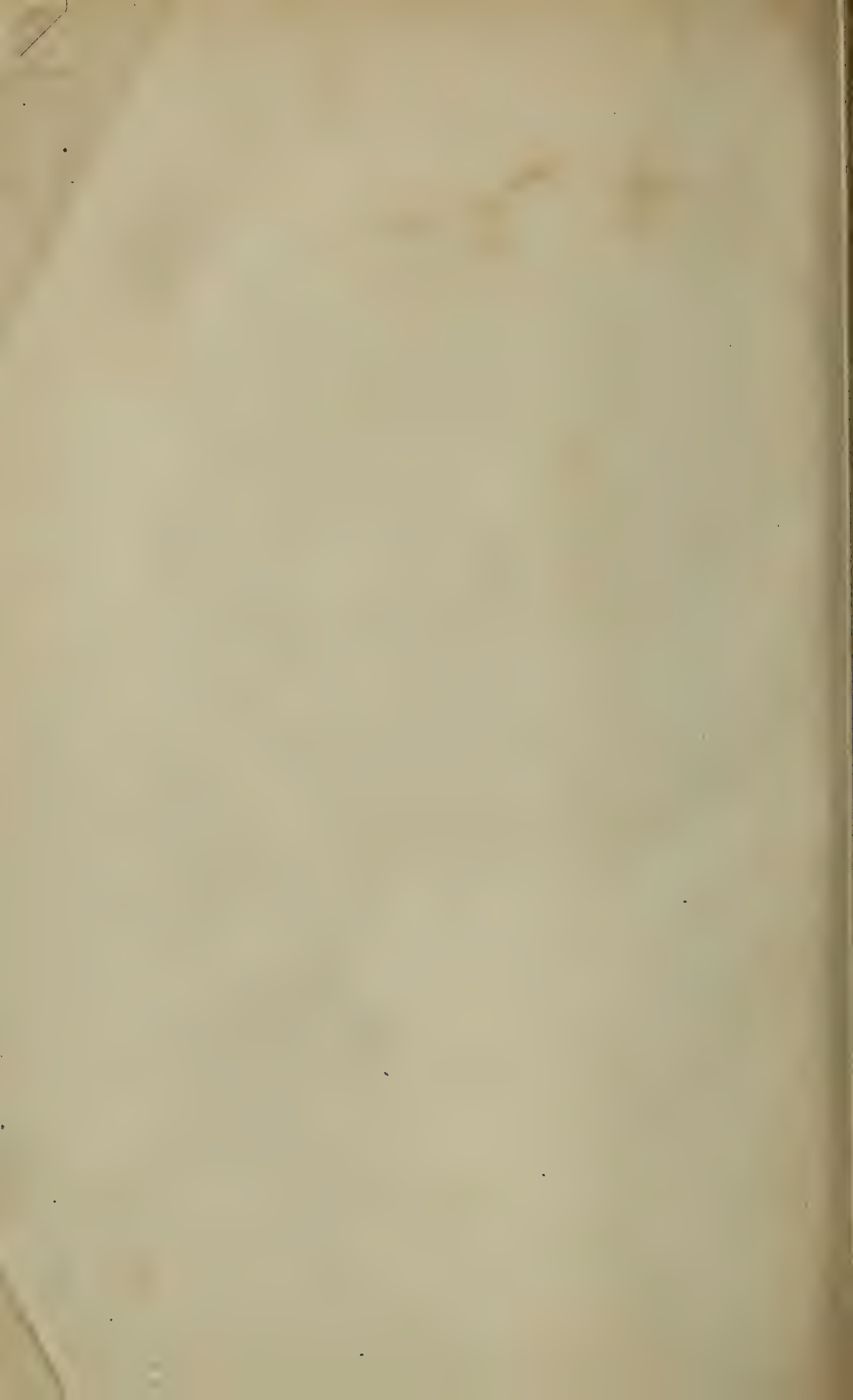
Nach einigen Wochen war der Graf Dippold östreichischer Botschafter in Petersburg, keineswegs zum Staunen der diplomatischen Welt. Jedem, den in gewissen Kreisen diese Sendung befremdete, wurde zugeflüstert, daß Se. Majestät der Kaiser von Rußland der schönen Gräfin gewogen zu sein geruhen. . . . . .

(Ende des ersten Bandes.)

Druck von C. Stange's Buchdruckerei in Leipzig.

Druckfehler.

Seite	1.	Zeile	6.	zu lesen stürmten statt strömten.
„	2.	„	21.	z. l. Czernin statt Czornin.
„	3.	„	3.	z. l. „ „ „
„	3.	„	10.	z. l. „ „ „
„	10.	„	8.	z. l. „ „ „
„	21.	„	22.	z. l. „ „ Gerüst.
„	47.	„	12.	z. l. hätte statt hätten.
„	58.	„	2.	z. l. eh statt jetzt.
„	65.	„	2.	z. l. einst statt nicht.
„	71.	„	6.	z. l. Einsetzung statt Entsetzung.
„	94.	„	13.	z. l. vor statt von.
„	117.	„	8.	z. l. ihm statt ihn.
„	146.	„	17.	z. l. nun statt um.
„	153.	„	8.	z. l. Charras statt Cnarras.
„	154.	„	19.	z. l. „ „ „
„	157.	„	4.	z. l. Patienten statt Patrioten.
„	157.	„	8.	z. l. erdenkliche statt denkliche.
„	167.	„	19.	z. l. Begegnungen st. Bewegungen.
„	176.	„	13.	z. l. dem statt den.
„	179.	„	18.	z. l. von statt vor.
„	183.	„	7.	z. l. Unterst statt Unrecht.
„	202.	„	10.	z. l. erkenne statt bekenne.
„	244.	„	13.	z. l. sonst statt groß.
„	245.	„	2.	z. l. Anderer statt meine.
„	274.	„	7.	z. l. Atilla statt Atilly.
„	278.	„	8.	z. l. aus statt mit.
„	299.	„	21.	z. l. Poggi statt Paygi.
„	300.	„	13.	würden statt werden.
„	308,	„	15.	Poggi statt Paygi.
„	314.	„	1.	weißen statt weisen.
„	314.	„	8.	tödtliches statt todtloses.
„	320.	„	19.	Anschein hatte statt Anscheine.
„	320.	„	22.	z. l. nach Grafen: und die Gräfin.
„	321.	„	15.	z. l. hieß statt heißt.
„	322.	„	5.	z. l. übergeben statt öbergben.
„	341.	„	9.	z. l. um statt nun.



Kolisch, Sigmund
Ludwig Kossuth und
Clemens Matternich


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 01 06 004 9